Nr. 19 Bremen-Berlin, den 6. Mai 1905

Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Schiller-Nummer.

Die Worte des Glaubens.

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltschwer,
Sie gehen von Mund zu Munde;
Doch stammen sie nicht von außen her,
Das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist aller Wert geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren.
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Toren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der göttlichen streben,
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt:

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raum webt
Lebendig der höchste Gedanke.
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltschwer,
Sie pflanzet von Mund zu Munde,
Und stammen sie gleich nicht von außen her,
Euer Inn'res gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist nimmer sein Wert geraubt,
So lang' er noch an die drei Worte glaubt.

Schiller.

„Denn er war unser."
Goethe.

„Denn er war unser!" ein stolzeres Wort finden wir auch heute nach hundert Jahren nicht. Er war einmal ein Besitztum unseres Herzens: der ewig Jugendliche, der Freund unserer Jugend. Es ist kein hohles Geschwätz, sondern ein Bekenntnis, das wir ablegen dürfen: Wir haben für ihn geschwärmt, so wie ein Kind dieses nüchternen Zeitalters nur schwärmen kann. Als wir zum ersten Male vor dem bunten Vorhang saßen, der uns eine neue Welt verdeckte, da war er es, auf den wir klopfenden Herzens warteten. Wenn dann auf dem nächtlichen Rütli treue, tapfere Männer zusammenstanden, die Schwurfinger zum Himmel erhoben: „Lieber den Tod, als in der Knechtschaft leben!" — das wäre kein deutscher Knabe, kein deutsches Mädchen gewesen, dem nicht die Augen naß geworden wären, und armselig, wer sich heute solcher Kindestränen schämte! Denn diese Stunden waren von seinen besten. — Wie riß uns dieser Schiller mit sich fort! Noch ehe wir seinen Gedanken folgen konnten, überwältigte uns sein Wort. Der rollende Strom seiner Rhythmen trug uns halb unbewußt dahin, seine machtvolle Phantasie hielt die unsere im Banne. Später kamen Schillergedanken über uns, damals, als wir das Gängelband der Kindheit abgestreift, anfingen, als Menschen uns zu fühlen; als uns das Reiterlied wie Fanfaren erklang:

„Die Jugend brauset, das Leben schäumt,
Frisch auf, eh' der Geist noch verdüftet!"

Als wie ein grollendes Ungewitter die „Räuber" vor uns aufstiegen; als da Mannesfaust sich reckte wider die Tyrannen, wider die Falschheit und Lüge dieser Welt, für die verkannte Tugend und das zertretene Recht! Und wie aus schwüler Wolke leuchtete uns zum ersten Male der Blitz auf: Freiheit! „Der Mensch ist frei, und würd' er in Ketten geboren!" Und überall, wohin uns Schiller die Fackel vorantrug, loderte dieser Gedanke: Bürgerfreiheit im „Fiesko", Menschengleichheit in „Kabale und Liebe", Glaubensfreiheit in „Karlos", blutiges Ringen darum im „Wallenstein", das Recht auf Lebensglück in „Maria Stuart", wundertätiges Heldentum in der „Jungfrau von Orleans" und endlich im „Tell" der Hochgesang des nationalen Eigendaseins. — Und wie edel gefühlt das alles war! Selbst den Tyrannenmörder

Schillerkirche zu Wenigenjena.

mußte man lieben, selbst der Rädelsführer der Räuber war ein Rächer der Unschuld. — Ja, pries er nicht immer das Höchste, das Beste? „Festen Mut in schwerem Leiden, Hülfe, wo die Unschuld weint, Ewigkeit geschwor'nen Eiden, Wahrheit gegen Freund und Feind!" Mit wahren Lichtgestalten der Menschlichkeit bevölkerte er unsere Innenwelt: mit echten Helden und Heldinnen, bewundernswürdig in ihrem Wollen, groß noch im Unterliegen, zum Mitgefühl zwingend selbst in ihren Verfehlungen. Alles, was sittlich groß ist, was mit Ehrfurcht erfüllt, sahen wir durch ihn verkörpert: die Treue, die sich für den Freund dahingibt; die Demut, die sich selbst bezwungen; die schlichte Einfalt des frommen Knechtes, die menschliche Bescheidenheit des wahren Fürsten. — Und drangen wir tiefer noch in den Geist unseres Dichters ein, gewannen wir Verständnis für seine gedankenschwere Lyrik, so fanden wir erst die Wurzeln seiner Kraft: eine Lebensphilosophie, welche die des großen Königsberger Weisen weitergesponnen. Worte des Glaubens, inhaltschwer, vernahmen wir da: von dem freien Willen des Menschen, der über die niedere Sinnlichkeit triumphiert; von dem ehernen „Du sollst!", das den Adel des Menschen ausmacht; von der sittlichen Weltordnung, die da siegen muß. Da lasen wir das ernste Wort, daß „zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden bleibt dem Menschen nur die bange Wahl"; daß es tausendmal gilt, zu entsagen; daß das Leben der Güter höchstes nicht sei. Da hörten wir den Schmerzensruf der sittlichen Ohnmacht:

„Nein, länger werd' ich diesen Kampf nicht kämpfen,
den Riesenkampf der Pflicht!",

den wehmütigen Seufzer nach dem Land der Seligen:

„Ach, kein Steg will dahin führen,
und das Dort ist niemals hier!"

aber auch den tapferen Zuruf:

„Du mußt glauben, du mußt wagen,
denn die Götter leih'n kein Pfand.
Nur ein Wunder kann dich tragen
in das schöne Wunderland."

Und diese erhabene Weisheit, wir wußten es, war in diesem Munde mehr als klingende Worte. Wir lernten dieses Mannes Leben kennen: seine ärmlich-beschränkte Kindheit; den fürchterlichen Zwang des Despotismus, der der den Jüngling umschnürte; wie er verzweifelnd das geistige Joch abschüttelte, aber nur, um unter dem Joche des Hungers schier zu erliegen. Wie ihm zarte Freundeshülfe eine Zuflucht bot; wie er endlich nach neuen Kämpfen bescheidenes Amt und Brot errang und das reine Glück einer schönen Ehe; und, kaum daß er's hatte, die Entbehrungen der Jugend sich rächten in körperlichem Siechtum. Und nun — steigt er den steilen Weg empor. Aus dem verworrenen Überschwang seiner schmerzlich aufgepeitschten Seele ringt sich in stiller Arbeit an sich selbst ein Neues, Erstaunliches los. In der kranken, schmerzenden Brust keimt goldene Saat reifster Schönheit. Neidlos, bewundernd, aber ohne seiner Eigenwürde das Geringste aufzuopfern, schließt er mit dem großen Nebenbuhler und ihm polar entgegengesetzten Halbgott von Weimar jenen Bund, in dem sich der Begriff der Freundschaft nahezu vollendete. In männlich großem Geben und Nehmen und Miteinanderwirken läutert sich Schillers inwendiger Mensch zu jener hohen Persönlichkeit, die ihn würdig machte, der Liebling seines Volkes zu werden. Er steht auf der Höhe, — aber wie einer, der die letzten Schritte zum Gipfel atemlos, mit Anspannung der äußersten Kraft geklommen ist, bricht er zusammen. So hat er gelebt, was er verkündete. — Was ein Dichter, ein Künstler ist, wir haben es an ihm zuerst empfunden. Daß Poeten nicht tändelnde Reimer sind, nicht Vertreiber müßiger Stunden; daß es etwas Heiliges um die Kunst ist; daß es ungekrönte Fürsten des Geistes gibt, auf deren Stirn ein Strahl des Übersinnlichen leuchtet, ihm haben wir es geglaubt. Er war für uns — nehmen wir sein Lieblingswort, so abgegriffen es heut ist, weil es das seine war — er war für uns ein „Ideal".

In hundert Jahren hat sich vieles gewandelt. Zwar der Dichter der Deutschen ist immer noch Friedrich Schiller. Man halte eine Umfrage im Volke, wer ihn kenne, wer seine „Glocke" über alles liebe oder seinen „Tell", und millionenfache Stimmenmehrheit würde auf ihn fallen; dafür steht schon die Jugend. Aber hat er nicht selbst gesagt: „Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen?" Wie steht's um die Gebildeten des Volkes, um diejenigen, die die Reife des zwanzigsten Jahrhunderts haben? Rede begeistert von Schiller, und ein Lächeln geht über manches Gesicht: „Unreife Jugend mag er entzücken; Kindsköpfe, alt oder jung, mögen sich an seinem Pathos berauschen; empfindsame Gemüter sich von ihm rühren lassen, — uns ist er überlebt. Der hohle Schwulst seiner Sprache stößt uns ab, seine Freiheitsschwärmerei läßt uns kalt, seine auf Stelzen gehenden deklamierenden Menschenwesen dünken uns Unnatur. Vor allem: er predigt uns ewig vor, was wir sollen. Er hat Tendenz, und damit ist er vor dem modernen Menschen gerichtet. „Moraltrompeter" hat ihn Nietzsche gehöhnt und damit doch seine Achillesferse getroffen. Mag ihn die Menge der Unmündigen noch ein Jahrhundert lang vergöttern; mag seine unleugbar edle Persönlichkeit weiterhin volkserziehlich wirken, — der Unsere im höchsten Sinne ist er nicht mehr. Ein anderer ist über ihn in diesen hundert Jahren hinausgewachsen ins beherrschend Große: Goethe, der Realist, der naturhaft Gesunde, der Objektive, der Urdeutsche, der allumfassende Geist, der Meister der Lebenskunst."

Fern sei es, den alten Zwiespalt der Stimmungen heraufzubeschwören, der aus der Frage: Schiller oder Goethe? entstehen muß. Nichts müßiger als diese Frage, die für den tiefer Denkenden keine ist. Niemand hat es früher und schärfer erkannt als Schiller, daß es zweierlei Menschen gibt und immer geben wird: Menschen, die fest in der Sinnenwirklichkeit wurzeln, aus ihr allein die Lebenssäfte ziehn, und solche, deren Geist ausfliegt nach dem, was hinter der Erscheinung liegt. Nenne es „Realist" und „Idealist" — gleichviel. Niemand aber hat auch so klar gefühlt wie Schiller, daß es ein Fehler ist, nur eines von beidem zu sein. Niemand hat mit großartigerer Unbefangenheit als er die Fährlichkeiten des puren Idealismus erkannt: er, der stets sein feindlichster Kritiker war. Sein ganzes Mannesleben war eine fortschreitende Zähmung seiner unwirklichen Natur, ein sieghaftes „Stirb und werde".

Er hat sich nicht verflogen in weltfremde Regionen des leeren Begriffs; er hat sich nicht verirrt zu dem hohlen Laut des tönenden Erzes und der klingenden Schelle. Über die wirkliche Welt hat er den Schleier seiner magischen Phantasie geworfen, aus ihr heraus hat er seine Ideen entwickelt. — Freilich, ein Goethe wurde er niemals, konnte er nicht werden, sollte er nicht. Und manchem echten Sprößling unserer Zeit ist er nicht goethisch genug, zu wenig Naturmensch, noch immer zu gedankenhaft, zu sehr die Welt der Kunst nach seinem Willen schaffend. — Jedoch — ich wage eine Prophezeiung — ob nicht mit dieser neuen Jahrhundertwende auch eine Geisteswende leise sich verkündet? Lange genug, so scheint es, hat wieder einmal der Pendel der Menschheitsseele hinübergeschwungen nach der Seite der sinnlichen Realitäten; lange genug hat man sie das einzig Wirkliche genannt, lange genug sich in ihrer Betrachtung — selbst verloren; hat nicht gewagt, das Herrscherrecht des Geistes der „Natur" ins Angesicht hinein zu rufen. Der Pendel hat den höchsten Punkt erreicht und schlägt nach ewigem Gesetz zurück nach jener Seite, wo alles Wert verliert, was nicht von innen, aus dem Geiste kommt. Und dort, nicht auf der äußersten Linie der Weltentrücktheit, sondern der Mitte nahe, wo die Wahrheit ist, — da wird sich unser Volk mit seinem Schiller wiederfinden! Da wird er auferstehn, der in der Maienblüte von uns ging, der Frühlingsstürmische, niemals Alternde! — Und Großes werden wir wieder an ihm lernen: daß diese dunkle, tragische Welt dennoch ein Kosmos ist, eine erhabene Ordnung, in der sich Zwecke offenbaren.

„Hoch über der Zeit und dem Raume webt
lebendig der höchste Gedanke!"

Daß des Menschen innerster Kern seine Freiheit ist, dieses „Majestätsrecht seiner Person", das ihm aber auch die harte Pflicht auflegt, sich selbst zu erziehen aus dumpfer Eigensucht empor zu sittlicher Menschenwürde. „Wenn das moralische Gefühl sagt: Das soll sein, so entscheidet es für immer und ewig . . . so hast du einen Moment in deinem Leben als Ewigkeit behandelt." Daß die Kunst nicht nackte Wirklichkeit darzustellen hat, sondern Wahrheit, das heißt ein geistgeformtes, sinnvolles Stück der Welt. Und daß dies eben das Schöne sei. Solche Kunst adelt den, der sie schafft, wie den, der sie aufnimmt. „Die Poesie kann ihm werden, was dem Helden die Liebe ist . . . zum Helden kann sie ihn erziehen, zu Taten kann sie ihn rufen und zu allem, was er sein soll, ihn mit Stärke ausrüsten." Da werden wir lernen, daß der Künstler wahrhaftig ein Priester ist. „Seine Einfälle sind Eingebungen eines Gottes, seine Gefühle sind Gesetze für alle Zeiten und für alle Geschlechter der Menschen." Und endlich: daß die schöne Welt des Scheines, in die die Kunst uns führt, zwar „ein Spiel", aber darum kein müßiger Zeitvertreib ist, sondern eine Befreiung von der Welt, eine Erhebung über sie. Daß es eine „ästhetische Kultur" gibt, die die Menschheit nicht nur feiner, geschmackvoller zu machen vermag, sondern auch — besser. So hat Schiller geglaubt, an diese Religion hat er sein Leben gesetzt. Mag manches an seiner Glaubensform uns überwunden dünken, sein Idealismus weist uns vorwärts. „Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Tälern liegt." Zu einem solchen sonnenglühenden Gipfel der Menschheit blicken wir heute dankbar auf — und atmen Morgenluft!

W. Nithack-Stahn.

Schiller als Ideendichter.

In der „Huldigung der Künste" läßt Schiller die Poesie als ihr unermeßliches Reich „den Gedanken" bezeichnen; im „Graf von Habsburg" ist der Sänger nicht nur „der Bringer der Lust", sondern er soll auch „mit göttlich erhabenen Lehren" das Herz der Hörer bewegen und in der Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung" hat Schiller dem naiven Dichter, dessen Wesen darin besteht, daß er in ungebrochener Einheit mit der Natur lebend diese darstellt, wie er sie schaut, den sentimentalischen gegenübergestellt, der auf der Höhe der Kultur seines Volkes stehend, über Welt und Leben reflektiert, der da Probleme sieht, wo der naive Dichter nur das natürlich Gegebene empfindet und nachbildet. Schiller gehört nicht zu den Leuten, die alles, was ist, als vernünftig anerkennen: dazu hat ihn das Leben zu hart angefaßt. Gerade die Not des Lebens erzeugt in ihm ein ideales Gegenbild zur „rauhen Wirklichkeit". Ja, es steckt in ihm etwas von einem Reformator und Propheten, verlangt er doch von den Künstlern und ihren Werken:

„Fern dämm're schon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf."

So ist es für Schillers Dichtung charakteristisch, daß sie sich von Anfang bis zu Ende völlig mit seiner Weltanschauung durchdringt. Und zwar ist von den beiden großen Gebieten, die die Welt umschließt, Natur und Menschenleben, sein Interesse vorwiegend dem letzteren zugewendet. Doch tritt die Natur, namentlich am Anfang und am Ende seiner Laufbahn auch stark in seinen Gesichtskreis. Die Idee von der Unendlichkeit der Welt ist in deutscher Zunge nie gewaltiger und packender dargestellt worden als in Schillers Gedicht über „Die Größe der Welt", und in der „Braut von Messina" bricht an vielen Stellen die Liebe zur Natur mächtig hervor, ja, er sagt hier geradezu:

„Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual."

In seiner Jugendlyrik zieht er, wo er von Liebe, Freundschaft und Freude singt, mit Vorliebe die Natur zur Veranschaulichung der menschlichen Gefühle heran. Die Anziehungskraft der Körper, wie sie Newton entdeckte, und die Anziehungskraft der Seelen, die „Sympathie", ist ihm im Grunde ein und dasselbe. So tritt selbst in diesen Liedern die Empfindung zurück hinter der Reflexion oder sie durchdringen sich doch gegenseitig.

Bekanntlich stand Schiller in seiner ersten Dichterperiode unter dem Einfluß Rousseaus. Dieser war es ja, der den schroffen Gegensatz zwischen Natur und Kultur aufgestellt hatte und zur Rückkehr zur Natur aus einer unwahr und ungerecht gewordenen Kultur aufrief. Hier handelte es sich nun aber eben um die Stellung des Menschen zu Natur und Kultur. Der Mensch und seine Geschichte, sein Verhältnis zur Natur an ihm und außer ihm, die Aufgaben, die das Leben dem Einzelnen und der Gesellschaft stellt, das ist das große Hauptthema von Schillers Dichtung. Und zwar sind es wieder die großen, den Durchschnitt überragenden Menschen, die eben dadurch leicht in ein tragisches Geschick verwickelt werden, welche den jungen Dramatiker am meisten interessieren und zur Darstellung reizen. Und so rollen denn die vier Jugenddramen Schillers große Menschheitsprobleme vor uns auf. Es sind Tendenzdramen, aber keine Lehrgedichte. Schiller ging hier zu Werke, wie es Geibel dem Dichter empfiehlt:

„Sittlich sei der Poet, kein Sittenprediger. Lehren
Soll er, allein nur so, wie die Geschichte belehrt.
Hat er ein ewig Gesetz in geschlossenem Bild euch entfaltet,
Sei ihm die trockne Moral drunter zu schreiben erspart."

Alle diese vier Dramen behandeln die Idee der Freiheit unter verschiedenen Gesichtspunkten. In den „Räubern" ist es die individuelle Freiheit, die sich in Karl Moor mit seiner wilden Leidenschaft, seinem ungestillten Hunger nach Glückseligkeit und seinem Ideal einer unerreichten Vollkommenheit über das Gesetz erhebt, um die vergewaltigte Menschheit an ihren Unterdrückern zu rächen. Er ist der richtige Übermensch, der erkennt, daß man, um sein Ziel zu erreichen, „entweder ein höherer Mensch oder ein Teufel sein muß". Aber er muß beschämt erkennen, daß „zwei Menschen wie er im stande wären, den ganzen Bau der sittlichen Welt zu Grunde zu richten", und besiegelt seine Schuld mit dem Tode. Im „Fiesko" ist das Freiheitsproblem politisch gewendet: hier zeichnet Schiller in Verrina „einen Republikaner hart wie Stahl" von altrömischem Schnitt. Aber die Sympathie des Dichters ist fast ebenso stark bei der Herrschernatur Fiescos, dem die Verschwörung nur die Bahn zur eigenen Macht ebnen konnte. „Kabale und Liebe" stellt die Freiheitsidee unter dem sozialen Gesichtspunkte dar: „die Schranken des Unterschieds, die verhaßten Hülsen des Standes" sollen beseitigt werden. Es ist eine fulminante Anklageschrift gegen den fürstlichen Absolutismus und gegen die verrotteten Zustände unter dem Adel und der Beamtenschaft. Aber diese niederträchtigen „Insektenseelen" erweisen sich, gestützt von der herrschenden Sitte, doch mächtiger als die ideale Macht der Liebe, durch die Luise und Ferdinand zu binden suchten, „was die Mode streng geteilt" und so kann der Ausgang nur ein tragischer sein. Der „Don Carlos" endlich erhebt die Forderung der „Gedankenfreiheit". Der Absolutismus wird als innerlich unmöglich erwiesen; denn er geht, um mit Björnson zu reden, „über die Kraft" eines einzelnen Menschen; er ist über- und daher unmenschlich. Dem gegenüber verlangt die Menschenwürde politische und religiöse Freiheit und verbindet sich in Marquis Posa mit einem die Grenzen der Nationen überspringenden Weltbürgertum. Ein bei den bitteren Lebenserfahrungen des Dichters geradezu rührender Glaube an den Adel der Menschheit durchzieht das ganze Drama ähnlich wie das lyrische Seitenstück dazu, das Lied „An die Freude".

Der „Don Carlos" ist das erste Symptom eines völligen Stilwechsels in Schillers Dichtung, der sich unter dem

mächtigen in Mannheim empfangenen Eindruck antiken Geistes vollzogen hatte. Der Dichter hatte sich aus dem tiefen inneren Zwiespalt zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit, wie ihn die Gedichte „Der Kampf“ und „Resignation“ erkennen lassen, unter der Mithülfe der tatkräftigen Freundschaft Körners tapfer herausgearbeitet und nun fand er in der Schönheit die so schwer vermißte Vermittlung zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit, zwischen Geist und Körper und zugleich die dem Menschen zugängliche Offenbarung eines göttlichen Ideals, während ihm die verstandesmäßige Erkenntnis der Wahrheit versagt bleibt. Das Kunstwerk muß ästhetisch und sittlich zugleich wirken. Diesen Gedanken führte Schiller jetzt, speziell für das Drama, in der Abhandlung „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet“, aus, die für die im besten Sinn erzieherische Absicht der Schillerschen Poesie ganz besonders charakteristisch ist. Er ging nun mit voller Absicht von dem mehr an Shakespeare sich anlehnenden Realismus seiner ersten Stücke zu dem nach dem Vorbild der Antike idealisierenden Stil über. Jetzt erst wird der Humanitätsgedanke in ihm mächtig, durch dessen grundsätzliche Durchführung in unserer klassischen Literatur Deutschland eine verspätete Renaissance erlebte. Das neue Programm bezeichnen „Die Götter Griechenlands“ und „Die Künstler“. Das erstere Gedicht, seltsamerweise als ein Angriff auf den Monotheismus mißverstanden, richtet sich vielmehr nur gegen eine einseitig verstandesmäßige Weltbetrachtung und will dem Gemüt und der Phantasie auch einen Anteil an der Weltanschauung sichern. Die schon ihm zu grunde liegende Idee wird noch deutlicher ausgeführt in den „Künstlern“: die Kunst ist der Anfang und doch auch wieder das Ziel aller Kulturentwicklung; die Schönheit ist eine Vorstufe der Wahrheit, aber auch das Wissen wird erst durch die Verbindung mit der Kunst wahrhaft geadelt. Darum ist die Kunst der Gradmesser für die Würde der Menschheit.

Damit hat Schiller die Höhe der Ideendichtung erreicht, die er nun zeitlebens festgehalten hat. Zwar in seinen späteren Dramen beobachten wir gerade das umgekehrte Verhältnis von Idee und Handlung als es sich in den Jugenddramen darstellt. In den letzteren erscheint immer die Idee als die Quelle, aus der die dramatische Handlung entspringt; in den Tragödien von „Wallenstein“ bis zur „Braut von Messina“ dagegen gehen die darin enthaltenen Ideen aus der Handlung hervor und erhalten eine den betreffenden Charakteren entsprechende Formulierung. Die höchste dramatische Objektivität hat Schiller im „Wallenstein“ erreicht, wo er im Helden selbst und in der Gräfin Tertzky Vertreter einer Lebensauffassung gezeichnet hat, die der seinigen direkt entgegengesetzt war. Allerdings hat er dann diesen Vertretern einer großartigen aber brutalen, „jenseits von Gut und Böse“ stehenden Herrenmoral die reine Lichtgestalt Max Pikkolominis entgegengesetzt. Aber so zahlreich und tief die sonst im „Wallenstein“ und in den übrigen Dramen sich findenden Gedanken sind, eine Idee als Leitmotiv finden wir doch erst wieder im „Tell“, der unzweideutig die unter gewissen Umständen vorhandene sittliche Berechtigung der Revolution verficht.

Aus den Ideendichtungen Schillers in lyrischer Form können hier nur noch die wichtigsten hervorgehoben werden. Mehrfach bildet der idealistische Charakter der Poesie den Gegenstand seiner Gedichte („Pegasus im Joche“, „Teilung der Erde“, „Shakespeares Schatten“). In anderen sind es die Anfänge und die Entwicklung der menschlichen Kultur mit ihren Vorteilen und Gefahren, die der Dichter darstellt („Eleusisches Fest“, „Spaziergang“, „Vier Weltalter“). Das großartigste in dieser Art ist „Die Glocke“, aus der hier nur das Eine herausgehoben werden soll, wie Schiller durch den blutigen Fortgang der anfangs mit Begeisterung begrüßten französischen Revolution in seinem Glauben an die Besserungs- und Belehrungsfähigkeit der Masse sehr heftig erschüttert und ernüchtert wurde. Selbst für die Balladen wählt Schiller gerne Stoffe, die zur Durchführung einer Idee Gelegenheit bieten, teils im Anschluß an antike („Ring des Polykrates“, „Kraniche des Ibykus“, „Kassandra“), teils an christliche Vorstellungskreise („Kampf mit dem Drachen“, „Gang nach dem Eisenhammer“, „Graf von Habsburg“). Besonders aber kommt noch in Betracht eine Gruppe von Gedichten, die direkt Weltanschauungsfragen behandeln. Schiller hatte sich längst in die Kantische Philosophie vertieft; aber so viel Anregung und Förderung er dem großen Königsberger Philosophen verdankte, so ist er doch keineswegs ein kritikloser Nachbeter von ihm, sondern hat seine Ideen da und dort weitergebildet. Mit Kant teilte Schiller die immer fester in ihm wurzelnde Überzeugung, daß dem Menschen die Erkenntnis der Wahrheit unerreichbar sei. Diese gehörte zu den in den „Idealen“ beklagten Enttäuschungen seines Lebens und findet ihren Ausdruck in einer Reihe von Gedichten („Das verschleierte Bild zu Saïs“, „Sehnsucht“, „Der Pilgrim“). Daher zog er sich auch mit Kant auf den philosophischen Glauben zurück, wie er ihn in den vor Illusionen warnenden „Worten des Wahns“ und in den positiven „Worten des Glaubens“ ausgesprochen hat. Bezeichnenderweise hat er aber in den letzteren zwar Freiheit, Tugend und Gott festgehalten, aber die Unsterblichkeit weggelassen, die ihm nur noch in der Form einer blassen „Hoffnung“ vorschwebte. Aber sein eigentliches Glaubensbekenntnis hat er in dem Gedicht „Das Ideal und das Leben“ niedergelegt. Der Dichter hat die Lösung des Widerstreits zwischen „Sinnenglück und Seelenfrieden“ gefunden: auch im Menschen lebt etwas Göttliches. Nur mit dem Körper gehört er der unvollkommenen irdischen Welt an. Aber sein Geist kann sich erheben „in des Ideales Reich“, das sich in der Sphäre der Schönheit ihm offenbart. Und auch seinen Willen kann der Mensch mit dem göttlichen Gebot in Einklang setzen. Während Kant bei seiner Lehre vom radikalen Bösen nur diejenige Handlung als sittlich gelten ließ, die der persönlichen Neigung des Menschen widerstrebend, Selbstüberwindung erforderte, hält Schiller den Glauben an die eigene Hinneigung des Menschen zum Guten fest: „Nehmt die Gottheit auf in euren Willen und sie steigt von ihrem Weltenthron.“ Durch die sittliche Tat kann der Mensch gleich dem zu den Göttern erhobenen Herakles derselben Beseligung wie die Gottheit selbst teilhaftig werden.

Es ist klar, daß Schiller mit dieser Weltanschauung die Schranken des kirchlich-dogmatischen Christentums und überhaupt jeder Religion durchbrochen hat. Eben „aus Religion“ wollte er sich ja zu keiner Religion bekennen. Das hinderte ihn aber nicht, das Große und Ehrwürdige am Christentum anzuerkennen und die Religion des Kreuzes als die Vereinigung der Demut und Kraft zu preisen. Er erkannte das im wahren Christentum liegende heroische Element, dessen kraftvolles Hervorbrechen in der Reformation er in dem leider unvollendeten Gedichte auf Deutschland verherrlichte.

Das Größte an Schiller aber ist, daß sein Idealismus nicht nur in schönen Worten bestand, sondern daß er ihn wirklich vorgelebt hat. In beständigem Kampf mit widrigen Verhältnissen und einem kranken Körper hat er sich die größten geistigen Leistungen durch die Kraft seines eisernen Willens abgerungen. Er war ein tapferer Kämpfer gegen sich und andere und hat in seiner Art das Wort des Reiterliedes wahr gemacht, das nicht nur dem Soldaten, sondern jedem Kämpfer um einen idealen Lebensinhalt gilt:

„Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.“

Schöntal (Württemberg). Professor Dr. W. Nestle.

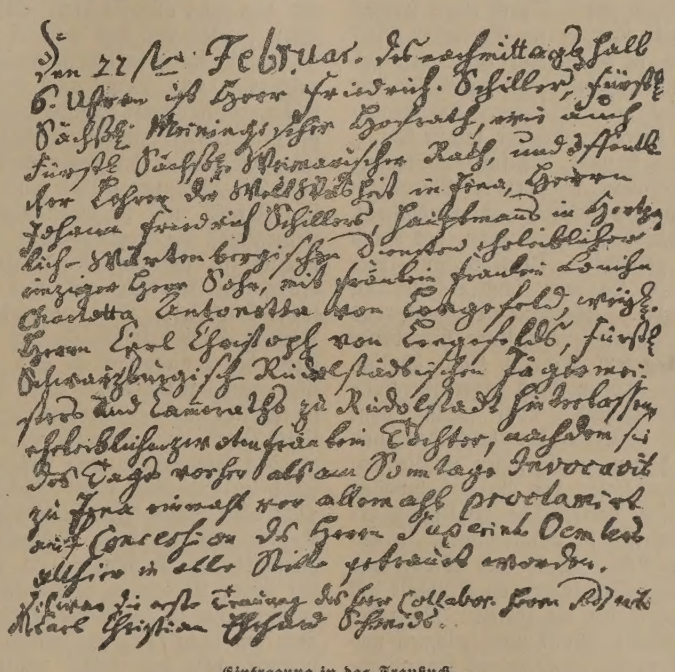
Schillers Familienleben.

Vielleicht kann man keinen Menschen aus seiner Umwelt ganz verstehen, sicherlich keinen großen Menschen. Und doch, je lieber wir uns von einem gewaltigen Geist in die weite und herrliche Welt hineinführen lassen, desto neugieriger gucken wir ihm in seine Wohnstube, in die kleine Welt

seiner vier Wände. Das ist nicht immer erfreulich, denn was nicht wirklich Edelmetall ist, wird hier sofort als Schaumgold erkannt und zergeht zwischen den Fingern; gemachte Größe wird in der Hausjoppe sehr klein. Aber auch wirkliche Größe bietet oft einen quälenden Anblick in ihren vier Wänden; einmal sind es kleinliche Verhältnisse oder kleinliche Menschen, die die große Seele drängen und stoßen und tausendmal verletzen, ein anderes Mal ist es die überragende Persönlichkeit selbst, die sich in das schlichtere Wesen anderer Menschen nicht zu finden vermag und die Genossen des Lebens quält und verletzt. Freundliche Harmonie im Umkreis des Genius — häufig ist die nicht, aber doch fallen gerade uns Deutschen sofort einige Namen aus der eigenen Geschichte ein, in denen die Größe des Schaffenden mit einem schlicht-schönen häuslichen Leben rein zusammenklingt. Und zu diesen Namen gehört auch der, der heute uns alle erfüllt: Schiller. In sein Haus wollen wir ein wenig hineinschauen in der Hoffnung, daß der Einblick zum Verständnis seiner großen Persönlichkeit, wenn auch nicht viel, so doch ein kleines Etwas beitrage.

Schiller war nicht, wie so viele andere, halb zufällig in Ehe und Familienleben hineingeraten; seit er Stuttgart heimlich verließ und ein unstetes Wanderleben begann, war die Sehnsucht nach traulicher Umschlossenheit und weichen sorgenden Frauenhänden in ihm lebendig. In seinem Bauerbacher Asyl bei Frau v. Wolzogen hatte er das gefunden, und wenn noch so viel später seine Gedanken immer wieder verlangend um die kleine Lotte v. Wolzogen kreisen, so wirkt dabei wohl ebenso stark wie das liebliche Mädchenbild der Hauch von zarter Gemütlichkeit, der seine Erinnerung an Bauerbach färbt. Andere Frauen, die er in Mannheim kennen lernte, konnten Lottens Bild zeitweilig stark überstrahlen, der Gegenstand wechselte, aber die Sehnsucht blieb. Er fühlte sich obdachlos und hülflos in seiner Junggesellenwirtschaft, für die ihn auch die württembergische Militärakademie gar zu schlecht vorbereitet hatte. Woher sollte er wissen, der in Arbeitssälen, Schlafsälen, Speisesälen aufgewachsen war, wie man mit wenig leichten Handgriffen eine enge Stube nach dem eigenen Sinne gestaltet und für sich selbst sorgt? So hören wir den trotzigen Dichter der „Räuber“ und des „Fiesko“ sehnlich klagen: „Hätte ich jemand, der mir diesen Teil der Unruhe abnähme und mit warmer herzlicher Teilnahme sich um mich beschäftigte, ganz könnte ich wiederum Mensch und Dichter sein“. Wie ganz besonders diese Stimmung ist, macht ein Seitenblick auf Goethe recht klar: dort so oft die Liebe das treibende Motiv des Schaffens, aber schon der Gedanke an die Ehe eine ängstigende Fessel; hier die Liebe zu bestimmten Frauen mehr eine freundliche Begleiterscheinung des herzlichen, selbständigen Wunsches nach Ehe, die als ein Mittel zur Lösung und Entbindung dichterischer Kräfte erscheint. Schiller fühlte sich in seiner ärmlichen Lage täglich durch hundert hemmende Sorgen geängstigt, und er wußte wohl — er hatte es in Bauerbach erfahren, wie eine Frauenhand solche Sorgen leichter entwirrt, wie unter ihrem Walten die Ruhe und das Gleichgewicht von selbst kommen, deren der Schaffende bedarf. Es ist für Schillers spätes Familienleben von großer Bedeutung gewesen, daß er von Anfang an die Ehe immer nur als Befreiung, nie als Bindung seines Schaffens betrachtet hat; das hat seine Wahl bestimmt, das hat seinem Hause nachher das Gepräge gegeben.

Zwar verblaßten in Mannheim zunächst seine Heiratspläne; zwischen ihn und das erträumte stille Glück trat eine große tiefaufwühlende Leidenschaft, die Liebe zu Charlotte von Kalb. Charlotte war verheiratet, und Schiller hat kaum daran gedacht, sie zur Lebensgefährtin zu gewinnen. Dennoch müssen wir hier bei dieser Frau einen Augenblick verweilen, denn sie ist für Schillers spätere Ehe zweifellos nicht ohne Bedeutung gewesen. Daß seine Gattin einst in liebender Sorgfalt das Unkraut lästiger Sorgen aus seinem Garten entfernen und ihn dadurch fruchtbarer machen werde, hatte er schon bisher erwartet, nun kam er zum erstenmal in ganz nahe Berührung mit einer Frau, die ihm auch Kraft zuzuströmen, die leise in ihm aufklingende Gedanken mit feinen Nerven aufzufangen und durch den Widerhall ihrer Seele zu verstärken und in sein Bewußtsein zu bringen vermochte, die in matten Stunden Feuer in seine Adern goß, die, wenn des Dichters Auge trüb war, indem sie das Wesentliche und Bedeutende der Dinge in ihrer eigenartigen Sprache zum Ausdruck brachte, seine Phantasie befruchtete und seinen Blick öffnete. Sie schmeichelte ihm nicht, sie begeisterte sich nicht ohne weiteres für seine Werke, sie diente ihm oft durch strenge und zuweilen durch herbe Kritik, sie verehrte nicht, was er geleistet hatte, sondern was er war und werden konnte. Charlotte war nicht der Charakter, den wir Schiller zur Lebensgefährtin wünschten, sie war allzu feingliedrig, zu unsicher, zu leidenschaftlich, zu leicht verletzlich. Aber gut war es für ihn, daß er ihr begegnete. Aus den Erfahrungen von Bauerbach und Mannheim wob er ein Frauenbild zusammen, nach dem sich seine Wünsche gestalteten und richteten.



Eintragung in das Traubuch.

Die kommenden Jahre führten ihn in Leipzig, Dresden und Jena in mannigfaltige Kreise hinein, und er trug in der Brust ein gar leicht entzündliches Herz. Eine weiche einschmeichelnde Stimme, ein liebliches Gesicht mit schönen Augen, durch die zartgewählten Töne des Kleides gehoben, konnten ihn ganz bezaubern. Und doch ist er davor bewahrt geblieben, nach den kleinen Blumen am Wege zu verlangen, etwa im Spiel eine auszureißen und dann aus Mitleid in den eigenen Garten zu verpflanzen. Er machte jetzt nicht niedrige Ansprüche an Seele und Geist der Frau, und die die Seine werden wollte, mußte sich erst an diesen Ansprüchen messen. Es wäre fast undenkbar, daß er in Jena noch einmal um eine Lotte v. Wolzogen oder Margarete Schwan geworben hätte.

Dabei blieb sein Wunsch nach der Zweisamkeit der Ehe durchaus lebendig, ja er wurde mit den Jahren immer stärker, seine Sehnsucht nach einem sicheren Lebensweg richtet sich stets auf einen Weg, der für zwei Wanderer breit genug sei. Im Januar 1788 schreibt er an seinen Freund Körner: „. . . . noch einmal, mein Lieber, dabei bleibt es, daß ich heirate. Könntest du in meiner Seele so lesen wie ich selbst, du würdest keine Minute darüber unentschieden sein! Alle meine Triebe zu Leben und

Tätigkeit sind in mir abgenutzt; diesen einzigen habe ich noch nicht versucht. Ich führe eine elende Existenz, elend durch den inneren Zustand meines Wesens. Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eigenes sich erfreuen kann. Du weißt nicht, wie verwüstet mein Gemüt, wie verfinstert mein Kopf ist — und alles dieses nicht durch äußeres Schicksal, denn ich befinde mich hier von der Seite wirklich gut, sondern durch inneres Abarbeiten meiner Empfindungen. Wenn ich nicht Hoffnung in mein Dasein verflechte, Hoffnung, die fast ganz aus mir entschwunden ist, wenn ich die abgelaufenen Räder meines Denkens und Empfindens nicht von neuem aufwinden kann, so ist es um mich geschehen." Die Hetzjagd der Verhältnisse hatte Schiller in einen trostlosen Zustand hineingetrieben, er nennt seine äußere Lage „gut", aber das fieberhafte Arbeiten auf historischem Gebiet und das endlose Werben um materielle Existenz konnte für den Dichter nimmermehr erfreulich sein. In seiner Not und inneren Verödung bleibt ihm eine Sehnsucht und Hoffnung: die Ehe. Danach ist es klar, von welcher tiefen Bedeutung die Gattin und das Haus für den Dichter, gerade auch für sein poetisches Schaffen werden mußte.

Inzwischen hatte er die Schwestern v. Lengefeld kennen gelernt, und es ist wohl möglich, daß ihr Bild den vorstehenden Brief schon beeinflußt hat. Durch einen Einfall seines Freundes v. Wolzogen war er im November 1787 in das Lengefeldische Haus in Rudolstadt gekommen und hatte sogleich von Mutter und Töchtern — der Vater war tot — den angenehmsten Eindruck empfangen. Im Winter weilte Lotte v. Lengefeld in Weimar, Schiller sah sie häufig, und schon traten beide einander so nahe, daß für den Sommer ein dauernder Aufenthalt Schillers in oder bei Rudolstadt verabredet wurde. Dort, zwischen Volkstädt und Rudolstadt, wurde dann in langen lebensvollen Sommertagen das Band von Herz zu Herzen fest geknüpft. In Lotte und ihrer älteren Schwester Karoline v. Beulwitz fand Schiller all das, was er so innig suchte. Karoline eine überaus schwärmerische, leicht bewegte, phantasievolle, kluge, hingebende und zärtliche Natur, in manchem Frau v. Kalb ähnlich, aber viel mehr als diese vom schönen Maß begrenzt. Lotte einfach, kraftvoll, jungfräulich-herb, doch nicht ohne „coquetterie d'esprit" und dabei wieder bescheiden und innig. Beide Schwestern hatten zuerst unter der Leitung ihres tüchtigen Vaters, dann unter der ihrer liebevollen und feinsinnigen Mutter eine vortreffliche Erziehung erhalten. Ganz im Freien waren sie aufgewachsen, in unmittelbarer Berührung mit Acker, Wald und Wiese, und dabei hatte eine feine geistige Schulung von Kindheit auf ihre Augen wach gehalten, auch für die zartesten Reize der Natur um sie her. Sie trieben Musik und Zeichnen und vertieften sich vor allem in deutsche, englische und französische Schriftsteller, aber auch Übersetzungen aus der Antike, sophokleische Dramen, Plutarch, Ovid blieben ihnen nicht fremd. Etwas bunt mögen die Bildungselemente gewesen sein, die in diesen jungen Seelen zusammenschossen, und Karolines Empfinden wurde dadurch vielleicht zu sehr in die Breite getrieben, Lotte aber nahm mit energischem Griff überall das heraus, was ihrer Natur gleichartig war, und baute sich daraus ihr Lebensbild auf.

Schiller war von Anfang an stärker durch Lotte gefesselt als durch ihre Schwester, aber doch schien erst in dem vollen Dreiklang die Harmonie sich recht zu vollenden. Lotte war oft schweigsam, sie liebte es gar nicht „Konversation zu machen", sie schien sich manchmal eifriger um die fortschreitenden Arbeiten des Dichters als um seine Person zu kümmern, sie opponierte ihm auch, und in ihrer beginnenden Befangenheit ihm gegenüber stellte sie sich zuweilen kühl und verschlossen. Karoline war anschmiegsamer, reizte durch ihr leichtbewegtes Gedankenspiel zur Aussprache und stand, weil sie reifer und älter als Lotte war, dem Dichter in vielen Anschauungen näher als diese. Aber ohne daß darum der leiseste Zwiespalt zwischen die drei Menschen trat, war Lottes spröder Mädchenhaftigkeit der Sieg gewiß. Der Verkehr und Austausch dieser Drei war von einer seltenen Schönheit und Höhe: künstlerische, sittliche und metaphysische Fragen beschäftigten sie bis zu herzlicher Erregung, um so zarter und feiner klingen dann die selten gesprochenen, meist nur dem Papier anvertrauten Worte persönlicher Innigkeit. Wenn Lotte sich um Schillers Erkältung sorgt, oder wenn Schiller bittet, an ihrem Schreibtisch arbeiten zu dürfen, das ist wie eine ganz leise, weiche Berührung suchender Hände.

Als Schiller im November 1788 dem lieblichen Sommeridyll, von Winterstürmen gezwungen, endlich ein Ziel setzte, war er in seinem Herzen völlig gewiß, daß das Glück seines künftigen Lebens in Lottes Mädchenhänden ruhe, alles, was er von einer schönen Ehe erhoffen konnte, war ja in ihr vereinigt. Aber er war scheu und wagte nicht, sie um sein Schicksal zu bitten, denn die Kluft zwischen Adeligen und Bürgerlichen galt damals noch für sehr breit. Und weil er schwieg, zweifelte wieder Lotte und stellte sich ablehnend, um nicht als werbend zu erscheinen, — so quälten sie sich gegenseitig. Erst der nächste Sommer brachte die Lösung; während eines Aufenthaltes der Schwestern in Lauchstädt kam Schiller dorthin und gewann durch Karoline die Hoffnung oder beinahe Gewißheit, daß Lotte die Seine werden wolle. Er reiste noch am selben Tage weiter nach Leipzig und wandte sich von dort aus an Lotte selbst. „Karoline hat in meiner Seele gelesen und aus meinem Herzen geantwortet", schrieb sie ihm in ihrer schlichten, innigen Weise. Der Bund war geschlossen und wenn auch noch viel an seiner Vollendung fehlte, daran dachte Schiller jetzt nicht, — nach Jena zurückgekehrt bricht er in einen Jubel aus, der erst recht erkennen läßt, wie viel er bis dahin entbehrte.

Die Brautzeit währte noch bis zum Februar des nächsten Jahres, und da die Verlobten sich selten sahen, wurde naturgemäß die Korrespondenz eifrig gepflegt. Der Briefwechsel ist, wie wir es erwarten, reich an Gedanken und ernsthaften Empfindungen, zart, oft zärtlich, aber ohne verliebte Tändelei. Man empfiehlt sich gegenseitig wertvolle Bücher, Lotte erstattet Bericht über ihre Lektüre und muß, wenn dieser nicht sachlich und eingehend genug ausgefallen ist, einen sanften Tadel ihres Verlobten hinnehmen. Aber sie ist nicht nur die Empfangende, sie setzt auch ihr ursprüngliches Urteil ihm entgegen, sie wahrt ihre Persönlichkeit, ihre geraden Sympathien und Antipathien auch gegen sein Kopfschütteln und sein leises Lächeln. — Ihre Brautzeit war nicht ohne Schmerzen; merkwürdigerweise waren Schillers Beziehungen zu ihrer Schwester Karoline, wenn nicht an Innigkeit des Empfindens so doch an der des Ausdruckes seit seiner Verlobung gewachsen. Beide Schwestern schließt er nicht nur in die Versicherungen seiner Liebe ein, er spinnt auch um beide seine zärtlichsten Zukunftsträume, ja er behauptet, daß das Glück seines Lebens an ihrer dreisamen Gemeinschaft liege. Karoline, die reifere und beweglichere, konnte ihm ja wirklich manches gewähren, was die jüngere Lotte nicht zu geben vermochte und so schmolzen ihm beide Frauen wohl oft zu einem Idealbild zusammen. Außenstehende sind hier nicht und niemals befugt, in ein so feines Gewebe von Empfindungen mit ihrem Urteil hineinzureißen, aber wir sehen doch nicht gern, daß Lotte selbst zu einem halben Urteil gedrängt wurde. Sie ängstigte sich, und sie mag sich lange in verschlossenem Herzen geängstigt haben, ehe sie es ihm klagte, daß seine Schwester ihm wohl mehr sei als sie. Das hätte Schiller ihr ersparen können, wenn er zarter auf ihre Seele gelauscht und sich nicht so ganz seinen eigenen Gefühlen hingegeben hätte. Nun ist er aufmerksam geworden und bringt mit wenigen liebevollen Worten ihre Sorge zur Ruhe, verzichtet auch sofort auf seinen merkwürdigen Plan einer Ehe zu Dreien, und Lottes Friede ist wieder hergestellt.

Die feste Anstellung an der Jenaer Universität und ein kleines Gehalt, das Karl August bewilligte, dazu eine Unterstützung von der »chère mère« ermöglichte endlich im Februar 1790 die Gründung des kleinen Haushalts, auf die Schiller

mit immer leidenschaftlicherer Spannung der Gefühle gewartet hatte. Trauung und Hochzeit freilich vermochten seine Nerven nicht im geringsten aufzuregen, die erstere mußte man duldend über sich ergehen lassen, die letztere vermied er ganz, indem er sich allem vorbereiteten Getriebe von Professoren und Studenten listig entzog. Im nahen Dorfkirchlein von Wenigenjena fand bei verschlossenen Türen in dunkler Abendstunde die stille Trauung statt, die Schiller nachher als einen „ganz kurzweiligen Auftritt" bezeichnete. Er hatte seine Lotte nun, das war ihm völlig genug, und es ist schön zu sehen, wie die Spannung sich löste und auf leichtbewegten blauen Wellen weithin freundlicher Sonnenschein spielte. Der Haushalt, der da gegründet wurde, war ein wenig eigenartig und recht angetan, Philister zum Kopfschütteln zu veranlassen. Dem üblichen Ideal der Küchenschürzen-Hausfrau hat Schiller jedenfalls nicht gehuldigt, und Lotte muß nicht die geringste Anlage zu der berüchtigten Langeweile junger Frauen besessen haben. Die Zwei bewohnten wenige, sehr einfach eingerichtete Zimmer, die Lottes Kammerjungfer jedenfalls mit Leichtigkeit in Ordnung halten konnte; Lotte bereitete Thee und Butterbrote, aber im übrigen hatte sie die Sorge für leibliche Nahrung anderen Händen überlassen. War Schiller bisher Kostgänger seiner Wirtinnen gewesen, die um einen erstaunlich niedrigen Preis die Speisen bereiteten, so kam er nun mit seiner Frau zusammen und zog bald noch einen kleinen Kreis von Freunden an den einfachen Tisch. Da auch sonstige häusliche Verrichtungen, Wäsche und andere Reinigungsarbeiten fremden Händen überlassen wurden, so war Lotte wirklich völlig frei, sich in die hohe Sphäre ihres Mannes einzuleben. Sie trieb Malerei und Musik, vertiefte sich noch energischer als bisher in ihre Lektüre, vor allem in historische Werke und Dichtungen, schrieb selbst kleine Erzählungen und einfache Gedichte und bereitete gemeinsamen Freunden ein gastliches Haus. Das alles tat sie mit offener frischer Seele und schulte ihr Urteil von Tag zu Tage an ihres Gatten sicherem Empfinden Wenn Schiller von der Ehe eine Entlastung und ein Freiwerden zu größeren Leistungen erwartet hatte, so lag wahrlich in dieser Erwartung nichts Kleinliches. Seine Ehe macht es jedem sehenden Auge deutlich, daß es ihm nicht um eine Arbeitskraft zu tun war, die für seine Röcke und seinen Mittagstisch sorgte, sondern um Entlastung des Herzens und Erfrischung des Empfindens durch eine unverbrauchte Seele. Und wenn Lotte so oft mit geringschätziger Miene als eine „etwas hausbackene Frau" bezeichnet worden ist, so fällt auch dieser Vorwurf angesichts der Tatsachen in nichts zusammen. Eine hausbackene Frau hätte vor allem das Reich der Küche und das Handwerkszeug der Besen krampfhaft für sich zu retten gesucht und wäre durch das Mißlingen dieses Versuches zu tötlicher Langeweile verdammt worden. Lotte aber fühlte sich reich, überreich in ihrem stillen Leben. Wie sie aber als Hausfrau waltete und auch im Kleinen feinsinnig blieb, das zeigt ein Brief aus späteren Jahren, als Kinder da waren und längst eigene Küche hatte eingeführt werden müssen. Da schreibt sie einer Freundin über eine billige Bezugsquelle für Kaffee und über sparsame Verwaltung des Wirtschaftsgeldes. Sie hat alles so eingerichtet, daß es „in einem gewissen Maße bleibt" und der Etat nicht überschritten wird. „Denn", fährt sie fort, „ich halte dafür, man muß nie daran erinnert werden, und man muß sich und anderen nie merken lassen, was man sich versagt, weil man das Leben sonst weniger rein genießt, wenn man sich immer von Entbehrungen vorspricht." Das ist fraulich und fein gedacht, aber hausbacken keineswegs.

Das Eheleben brachte Lotten fast von Anfang an und immer wieder in kurzen Zwischenräumen schwere Sorgen, ihr Gatte war ja krank. Im Winter 90 auf 91 führte ihn ein heftiger Anfall seines Lungenleidens an den Rand des Grabes, da gab es für Lottes Tapferkeit, Treue und Sorgfalt schwere und große Aufgaben. Körner äußerte später, daß Schiller die Rettung seines Lebens nur ihrer unermüdlichen Pflege verdanke. Aber die Krankheit warf auch nach der Genesung ihre Schatten über das Leben; äußerst schonungsbedürftig war Schiller ja immer, und mannigfaltige Leiden machten ihn oft nervös und sehr reizbar. Lotte ertrug das still und freundlich, auch wenn er zuweilen ungerecht und achtlos mit ihr war. Sie empfand wohl auch deutlich, daß das, ganz abgesehen von seiner Krankheit, auch im Wesen des Genies begründet war, das der Eigenart selbst des nächststehenden Menschen nicht so nachzugehen und nachzugeben vermag, wie umgekehrt eine liebende Frau das Wesen des Mannes zu begreifen und frei zu machen und zu stärken sucht. Das tat Lotte in reichem Maße, ihre Gegenwart, „ihr liebes Leben und Weben" um ihn brachten „Ruhe und Harmonie" in seine oft zerquälte Seele. Sie konnte so schön fröhlich sein, sie machte seinen Freunden, unter denen vor allen Goethe als häufiger Gast, Wilhelm v. Humboldt mit seiner Gattin und Fritz v. Stein zu nennen sind, das schlichte Haus und seine Butterbrotgesellschaften heimlich, sie reizte und reinigte seine Phantasie durch sanfte Musik, sie hatte Anteil an all seinen Fragen und vertiefte sich in sein Schaffen.

Nach dreijähriger Ehe wurde ihnen während eines Aufenthaltes in Schillers schwäbischer Heimat der erste Sohn geboren. Schiller war damals recht krank, aber die Freude über dies große Geschenk und über das Wohlbefinden von Mutter und Kind half ihn gesund machen. Nicht jedesmal verlief für Lotten das schwere Ereignis glatt und ohne Gefahr. Bei der Geburt ihres dritten Kindes erkrankte sie so heftig, daß das flackernde Licht schon auszulöschen drohte. Da hatte Schiller Gelegenheit, ihr einmal in Treue und langer Aufopferung zu vergelten, was sie so oft an ihm getan, und er erlebte die große Freude, das geliebte Leben durch die Gefahr hindurchreißen zu dürfen. Stunden des Leidens und der Hülflosigkeit bringen Menschen einander sehr nahe, und auch diese beiden, die sich schon so nahe waren, lebten sich immer inniger in einander ein, so daß Lotte wohl mit Recht von sich sagen konnte, niemand habe ihren Gatten besser und tiefer verstanden als sie.

Es war Schiller nicht beschert, seine Kinder heranreifen zu sehen, die kleine Emilie war bei seinem Tode noch nicht ein Jahr alt. So lernen wir ihn in seinem Hauswesen nur kennen als den Vater von Knaben und kleinen Kindern. Auch der Älteste, Karl, war ja erst 11 Jahre alt, als er den Vater verlor. Schiller war zärtlich, fröhlich und kindlich mit seinen Kindern wie andere Väter auch, er schmiedete wie andere Väter die weisesten Pläne für die Erziehung der Kinder, aber seine Pläne zu erproben und Früchte zu sehen, war ihm nicht vergönnt.

Seit dem Winter 1804/05 kränkelte er von neuem sehr bedenklich, in kurzen Zwischenräumen faßte ihn sein Leiden wieder und wieder, zuletzt Anfang Mai. Lotte hoffte, daß seine zähe Natur auch diesmal überwinden werde, aber es war von Anfang an aussichtslos. Treulich unterstützt von ihrer Schwester Karoline suchte Lotte ihm die Tage der Schmerzen zu erleichtern, kämpfte sie um sein Leben — umsonst. Sein Bewußtsein war oft verwirrt, aber „wenn er sich selbst fühlte, fühlte sie seine Liebe". Nach heftigen Krämpfen erlag er am 9. Mai, ein Kuß auf Lottes Lippen war das letzte Zeichen seines Bewußtseins.

Seelscheid. Else Zurhellen-Pfleiderer.

Die Christustendenz in Schillers Natur.

1.

Jahrzehnte nach Schillers Tode schrieb Goethe an Zelter in Berlin von der Christustendenz, die Schiller eingeboren gewesen sei, er habe nichts berühren können, ohne es zu veredeln, — das Großartigste, was von einem Zeitgenossen über ihn ausgesagt ist. Im Jahre 1830 gesprochen, klingt das Wort in die Centenarfeier hinein, um erst vom zwanzigsten Jahrhundert recht gewürdigt und zur Geltung gebracht zu werden. Schiller eine Christusnatur! Ja, „zum

Höchsten hat er sich emporgeschwungen, mit allem, was wir schätzen, eng verwandt, — so feiert ihn!" heißt es im Epilog zur Glocke, ein Ruf an die Kirche Christi.

Christus und Schiller, beide sind Dichter. Ein stark poetischer Zug tritt auch bei Jesus zu Tage, wie in seinen Reden, so in seinem ganzen Denken und Vorstellen, selbst in seinem Erleben wie in der Tauf- und Versuchungsgeschichte, sogar in seinem Handeln in großen Momenten seines Lebens, beim Einzug in Jerusalem und bei der Einsetzung des Gedächtnismahls. Es gibt überhaupt keine belebend schaffende Religiosität ohne das Vorhandensein einer dichterischen Kraft. Daher sind vorwiegend rationalistische Geister und die Intellektualisten in der Kirche nie produktive Elemente. Nur unter der Führung der mit Kunstsinn geeinten Frömmigkeit steigt die Menschheit zu den Quellen des Glaubens hinab.

Nach einer Seite hin ist Schiller freilich mehr mit Paulus zu vergleichen, im Drange nach der weiten Sphäre des weltumspannenden Ideals und des in Denkerfreude zu allen Höhen der Spekulation aufsteigenden Aufblicks, während Jesus, das Göttliche beständig in Lebensgehalt umzusetzen bemüht, in dieser seiner durchaus praktisch gerichteten Natur einen ausgesprochenen Begrenzungstrieb zeigt nach der Weisung des Schillerschen Wortes:

Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkt die höchste Kraft.

Bei Jesus das Sicheinstellen auf den kleinen Punkt seelsorglicher und ärztlicher Hülfeleistung. Auch dann, als im Kampfe seine Seele sich ausspannt, kaum ein Hinwegblicken über die erhoffte nationale Rettungstat seines Leidens, höchstens dies erst in Jerusalem. Bei Schiller dagegen als Historiker, Philosoph und Dichter das Sichentfalten ins Unermeßliche der großen Geisteszusammenhänge und der gewaltigen Weltereignisse, wie Goethe ihm auch staatsmännische Begabung zugeschrieben hat.

Doch bei beiden die gleiche Konzentration des Herzens. In jedes Wort am See wie nachher in jede Empfindung seines Martyriums legt Jesus still und unerschlafft sein Alles hinein, seine ganze Liebe, sein ganzes Leben. So hat auch Schiller mit einer Treue ohnegleichen, mit sich selbst aufzehrender Hingabe alle seine Werke vollbracht. „Seine durchgewachten Nächte", sagt Goethe, „haben unsern Tag erhellt." Und ob es eine hervorragende Szene war oder eine minder wichtige, der sie schuf, war mit glühender Seele immer der ganze Schiller. Er konnte nichts halb tun, nichts flüchtig, nichts unvollkommen: im kleinsten Punkt die höchste Kraft, soweit er darüber gerade gebot.

Aber kann man denn die beiden überhaupt miteinander vergleichen? Bei dem Stifter des Christentums jedes Wort religiöse Aussprache, bei Schiller aber gilt in dieser Beziehung, was er den Prinzen in seinem „Geisterseher" sagen läßt: „Religionsgegenstände seien ihm jederzeit wie ein bezaubertes Schloß vorgekommen, in das man nicht ohne Grauen seinen Fuß setze und man tue weit besser, man gehe mit ehrerbietiger Resignation daran vorüber, ohne sich der Gefahr auszusetzen, sich in seinen Labyrinthen zu verirren." Freilich heißt es dann gleich weiter: „Dennoch zog ihn ein entgegengesetzter Hang unwiderstehlich zu Untersuchungen hin, die damit in Verbindung standen." Schiller ist von seiner Jugendneigung her immer der Theologe im Dichter gewesen. Klingt seine Poesie auch anders wie Bibelwort und gewöhnliche Kanzelrede, so ist sie doch für den, der des Geistes Zungenreden zu verstehen vermag, ein gewaltiges Christuszeugnis.

2.

Das bezauberte Schloß, von dem er nichts wissen wollte, ist nicht das Christentum, das er für die einzig wahre und den großen Zwecken der Menschheit entsprechende Religion hielt. Es ist Zeit, daß die Ignoranz in diesem Punkte endlich mal aufhöre, ihren Unfug zu treiben mit dem Worte: „Welche Religion ich bekenne? Keine von allen, die du mir nennst." Schiller war in der ganzen Richtung seines Lebens und Denkens ein Christ. Was er hier ablehnt, ist zunächst das kirchlich-dogmatische Lehrgebäude. Das, aber auch nur das, war ihm das Labyrinth, vor dessen vernunftverstrickenden Gängen sein gesunder Sinn sich scheute. Zugleich aber, das ist allerdings unbestreitbar, spricht er darin seine Entfremdung gegen das empirische kirchliche Christentum überhaupt aus. Die Kirche war ihm etwas Unheimliches, denn seine Jugenderfahrung hatte darin böse Geister umgehen hören: ein glaubenshartes, unduldsames Luthertum, eine mundfromme und dabei herzensrohe Pietisterei und eine starre, durch erschreckenden Teufels- und Höllenspuk das religiöse Gefühl mißbrauchende Gesetzlichkeit. Darüber hatte der Dichter zur Rechtgläubigkeit jegliches Vertrauen verloren.

Das konnte der Kirche der Rationalismus mit seiner religiösen Nüchternheit und seiner sittlichen Seelenlosigkeit bei einem Schiller natürlich nicht wieder einholen. Wo ihm aber in der Kirche tiefere, seinen eigenen Überzeugungen entsprechende Anschauungen entgegentraten, wie in Weimar bei Herder, da flößte ihm das kirchliche Christentum in solcher Gestalt zwar Ehrerbietung ein. Aber bis gegen den Schluß seines Lebens, wo es ihm in Schleiermacher wirkliches Zutrauen abzunötigen begann, witterte Schiller auch in dem liberal-kirchlichen Christentum immer ein Sichverlieren ins Supranaturale, Transcendente. Nicht daß er dies geleugnet hätte, seine ganze philosophische und ästhetische Weltanschauung setzt diesen geistigen Untergrund und diesen höheren Hintergrund des Lebens unbedingt voraus. Aber ihm, dem Kantianer, galt das als etwas der Vernunfterkenntnis Verschlossenes, und die allzu eingehende Beschäftigung damit sah er für Schwärmerei an. Er dehnte diesen Begriff dann ungerechtfertigterweise wohl auf alle, ob auch wahre und gesunde Äußerungen des religiösen Gefühlslebens aus, die seinem aller Mystik fremden Geiste nicht entsprachen. Weil nun die Kirche, auch in ihrer freisinnigen Richtung, das Glaubensleben pflegt, das ja auch er hatte und gar nicht entbehren konnte, weil sie es aber besonders stark betont, so fürchtete Schiller — wie gesagt, bis zu Schleiermachers Auftreten, wo dann, mitten in der Arbeit an der „Stuart" und besonders dann in der „Jungfrau", bei dem Dichter ein ganz deutlich zu bemerkender Stimmungs- und Empfindungswechsel eintrat, — bis dahin fürchtete er immer, daß auch das frei gerichtete Kirchentum die Hauptsache aus dem Auge verlöre.

Und dieses Wichtigste an der christlichen Religion war ihm der Gesinnungswert, die innere Befreiung und Belebung, die es dem Menschen verleiht, das edle, große Menschentum, wo die Seele erstanden ist zu jener sittlichen Hoheit, die das Göttliche in ihren Willen aufgenommen und, also durchgottet, aller Empfindungen bis zu dem Grade sich versichert hat, daß sie dem Affekt die Leitung des Willens ruhig anvertrauen darf, — wo also das Gute zur Natur geworden ist. Das nennt er die Menschwerdung des Heiligen und so definiert er Goethe gegenüber das Christentum. Wir würden sagen: es ist die lichte, freie, sittlich in sich starke und gewiß gewordene Persönlichkeit.

3.

Wer aber darum Schiller als eine lediglich sittliche Größe ansieht, der kennt ihn überhaupt noch nicht! Der innerste Kern seiner Humanität ist die allerlebendigste Religiosität. Schiller ist einer der religiösesten Geister gewesen, die das Christentum auf deutschem Boden hervorgebracht hat. Die Orthodoxie kann unter all ihren gefeierten Größen keinen einzigen nennen, der an Tiefe und Reinheit und Beständigkeit des religiösen Lebens Schiller überragte, obwohl Schiller alle Vorstellungen der paulinisch-kirchlichen Theologie, die sie zum wahren Glauben unentbehrlich hält, restlos aus seinem Geistesleben ausgeschieden hatte. Sein ganzes Leben als Mensch und Künstler war Religion, — nicht bloß Sittlichkeit, sondern Frömmigkeit, eine wesentlich anders getönte, als die uns aus Bibel und Kirche gewohnte,

mehr mystisch gestimmte, aber dabei doch durchaus auch Seelenrichtung und Seeleninhalt nach Jesu Sinn und Geist.

Was ist es denn, was Lotte in ihren Aufzeichnungen für die Kinder ausrufen läßt: „Man möchte wohl sagen, daß Jahrtausende dazu gehören, um einen Geist wie den zu wiederholen. Wo wirkt er jetzt? Welche neue Welt braucht solcher Geister?“ — indem sie von den fast beständigen Leiden ihres Vaters redend nun schildert, wie er nach seinen schweren Anfällen, die oft täglich und nicht selten wiederholt am Tage eintraten, immer gleich wieder heiter, ruhig, mutvoll und zum großen Schaffen aufgelegt gewesen sei? Meint sie damit nur seine moralische Charakterkraft? Ist es die nur, auf die Novalis, der Verfasser der innigen Christuslieder, Schillers Schüler in Jena, hinweist, wenn er auf die Nachricht von der schweren Erkrankung des Dichters an den Philosophen Reinhold schreibt (1791): „Dieser Mann, der den begierdelosen Wesen, die wir Geister nennen, den Wunsch abnötigen könnte, Sterbliche zu werden, dessen Seele die Natur con amore gebildet zu haben scheint, und dessen sittliche Größe und Schönheit allein eine Welt, deren Bewohner er wäre, vom verdienten Untergang retten könnte . . ., der einer der seltenen Menschen ist, denen die Götter das hohe Geheimnis von Angesicht zu Angesicht offenbarten, daß die Schönheit und die Wahrheit eine und dieselbe Göttin sei, und daß die Vernunft der einzig wahre, echte Logos sei, der von Gott ausgegangen ist und zu ihm zurückkehrt — sein Blick warf mich nieder in den Staub und richtete mich wieder auf.“ Das ist wie ein Wiederklingen der Seelentöne aus Galiläa. So müssen die Jünger empfunden haben, wenn der Meister unter ihnen stand. So damals Petrus, als ihm vor Cäsarea Philippi das Wort vom Sohne des lebendigen Gottes der Brust entstürmte.

Und wieder werden wir an den Größten der Menschen und seine Umgebung erinnert, wie sie unter dem „Gott war in Christo“ gestanden haben, wenn ein Gast des Schillerschen Hauses bekennt, daß man diesem Manne gegenüber sich ein Herz hätte fassen können, alles, auch das Verborgenste der Seele auszuschütten, ja auch mit Schuld und Verbrechen nicht zurückzuhalten, — und wenn sein Weib beteuert: „Es war, als sei er allmächtig, und man fühlte, sobald er mit dem Kummer des Gemütes bekannt sei, so könnte sein kräftiger Geist auch Hülfe schaffen.“ Wie in seinem Hause, so in seinem Auditorium. Ein junger durchreisender Gelehrter schildert eine Vorlesung, die er besuchte. Schiller las gerade über den Schmalkaldischen Krieg mit einem Feuer hinreißender Begeisterung, daß alles lautlos an seinen Lippen hing. Die Glocke schlug. Der Professor erhob sich, sein Kopf fast geistermäßig. Wider die Gewohnheit an der Universität stand alles auf, in Ehrfurcht und wie in Andacht ihm nachschauend. Was war es, was dabei den jungen Leuten durch das Herz zog? Ein Empfinden nach der Art seines Wortes:

Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt.
Er hat alles gesehn, was auf Erden geschieht,
Und was uns die Zukunft versiegelt.
Er saß in der Götter urältestem Rat
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauschendem Schall.

Diese Stelle aus den „Vier Weltaltern“, die treffendste Paraphrase, die je über das Christuswort geschrieben ist: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen“, sie ist ein ungewolltes Selbstbildnis Schillerscher Religiosität. Ich möchte es dahin entwickeln:

Ihm *gaben* die Götter, — wie bei Jesus, so auch bei Schiller ist das Grund- und Ausgangsgefühl das Bewußtwerden der reichen Gabe und damit des unendlichen Lebenswertes im armseligen Erdengefäße; in tief dankbarer Verantwortlichkeitsempfindung die Erkenntnis des Begnadigt-, Erkoren- und Berufenseins von höheren Mächten. Als menschliche Antwort darauf die Hingabe an diese segnenden Ewigkeitsmächte voll und ungeteilt. Nur in dieser Welt des Großen und Wahren leben, atmen, denken wollen, nichts sein und nichts haben wollen, was nicht mit ihr sich verträgt! Ganz dem Geist gehören wollen, dem reinen, dem guten Geiste, und in ihm rein und gut sein, — nur das, was es auch koste, ob es Gewinn oder Schaden bringe: der unbedingte Idealismus! Und zwar nicht nur ein Idealismus des Intellekts, der hohen Gedanken und Anschauungen, sondern Herzensidealismus, wo alle Regungen des Inneren in beständiger opfertreuer Selbstläuterung ein Sichverweben mit dem Himmlischen sind. Und das ist doch die allerwahrste, allerlebendigste Frömmigkeit. Ob sie nun mit Jesus spricht: Meine Speise ist die, daß ich tue deinen Willen, mein Vater, — oder ob sie in Schillerscher Weise mit jedem Herzschlag der Empfindung in hohe Sphären taucht, es ist eine beständige Seelentat des Glaubens.

Nun die Folge davon des Himmels Aufschluß. Je mehr sich das Leben so vergeistigt, desto herrlicher die Gotteserschließung. Nicht tun sich jene Tiefen der Wahrheit auf, in die kein sterbliches Auge dringt, vor deren Geheimnissen es auch für die Geweihten heißt: wir können nur raten und ahnen; aber die Seele wird klangfähig, spiegelfähig. Aus dem Leben draußen beginnt es zu erklingen. Gottesgedanken tönen ihr zu, begierig erlauscht, empfänglich aufgenommen, des Gottesgeistes Absichten mit dem Geschlecht, mit dem Volk, mit dem eigenen Selbst, des eigenen Lebens Geschick und Bestimmung. Und die Töne werden Gestalten im Spiegelgrund der Brust, als Sendung von oben mit Ehrfurcht begrüßt, in Treue getragen. Vielleicht freundliche und liebe Gestalten, vielleicht ernst gewaltige, aber auch dann den Menschen anschauend mit göttlichem Auge und milder Stimme: Es ist beschlossen im ewigen Rat! — — Abba, lieber Vater, ist's möglich, laß den Kelch an mir vorübergehen, doch nicht wie ich will, Vater! so nun Jesus. In Schillers Brust diese Gebetstöne nicht. Nur ein Lauschen auf die Stimme lang und tief, nur ein Schauen in die Augen dieser Leidensgestalten ernst und groß, dann ein Sichaufrichten: es ist entschieden — die heilige Notwendigkeit, wie ich sie gedichtet habe, so will ich sie leben!

Bei beiden doch dieselbe Demut, dieselbe Ergebung und auch dasselbe Vertrauen. Die Worte machen es nicht. Man braucht nicht zu sagen: Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen. Es kann dieses Bekenntnis zur Güte und Weisheit im Leidensgeschick auch ausgesprochen sein in der Klaglosigkeit und Selbstverständlichkeit, mit der ein Schiller in seinen Briefen an Körner von seinen Lasten und Leiden redet. Die muß man lesen, da hört man etwas von dem: Siehe, wir ziehen hinauf nach Jerusalem, des Menschen Sohn *muß* viel leiden. Der christliche Vertrauensgrund, in seiner Art empfunden, ist es, aus dem auch einem Schiller Versöhnung mit dem Geschick, ein Friede, den die Welt nicht geben kann, Heldenkraft, Siegesstärke erwachsen sind.

Und nun beginnt, wie bei Jesus, so auch bei ihm, die Seele zu leuchten, ein Demant des Himmels geworden. Sie leuchtet hinein in die Dunkelheit der Gegenwart und der Zukunft, daß sie, sehend was Tausende nicht sehen, Tausenden ein Leitstern wird. In die Dunkelheit der Herzen, daß Sünde und Traurigkeit einen höheren Glanz verspüren und erlöst, getröstet dem Freunde ans Herz fallen. Und die leuchtende Seele fühlt es, daß, was in ihr brennt, Licht ist vom Schöpfungsmorgen, wie ein Chaos in ihr aus dem Schlummer erwacht, wie Werdekräfte sich in ihr regen, — wie sich ein Bild des unendlichen All drückt in des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall: der Mensch steht da, ein Schöpfer, und wohin er greift mit seinen schimmernden Händen, da belebt, da veredelt sich die Welt.

4.

Novalis hat lange vor des Dichters Tode das Goethesche Wort von der Christustendenz Schillers vorahnend dahin erläutert: er hatte „die göttliche Gabe, alles, was er berührte, in das reinste Gold des geläuterten Menschensinns,

in das Eigentum und Erbteil der sittlichen Grazie zu verwandeln". In der Tat ein christusverwandter Zug. Es sind die kleinen, unscheinbaren und nichtssagenden Dinge, nach denen Jesus greift; sobald er sie aber in der Hand hat, glänzen sie auf, bekommen sie Tiefe und werden Geistesrede. So nicht bloß in seinen Bildworten. Das ganze Leben, in dem er steht, wie Jesus es betrachtet, wie sein Mund es deutet, ist es nicht mehr das alte. Es ist die alte Erde, aber sie hat ihr Kana gefeiert: mit dem Irdischen hat sich ein Himmlisches vermählt. Mit demselben Staunen sehen wir das immer wieder in Schillers Dichtungen. Es ist, als ob durch seinen idealisierenden Dichtergeist die Kreatur erlöst wäre von ihrem endlichen Wesen, als gäbe es keine Leere, keine Armut mehr. Das Dürftigste entfaltet sich zur Pracht. Das Nichtigste hat was zu sagen und redet im Schwung. Alles wird Schönheit. Aus Schmerz jubelt Freude, und selbst aus der Nacht des Bösen taucht glanzvoll mit edlen Zügen das Gute auf. Es ist die Welt, das Leben und doch auf Schritt und Tritt ein herrlicheres Dasein. Nichts Unwahres, wie die Modernen sagen, aber alles im Geist belebt, zum Geist erweckt, wie eine Ahnung dessen, was erst kommen soll.

Christustendenz ist Wundertun. So war auch Jesus ein Wundertäter. Er hat Wasser in Wein verwandelt. Das Wasser war die Religion seiner Väter. Er nahm sie auf mit glaubensinnigem Herzen, ohne kritischen Sinn, kein Radikaler, dem es von vornherein feststeht, daß das Alte gestürzt werden muß, und der dann erst sucht, was sich etwa an dessen Stelle setzen ließe. Er liebte sie, diese Religion des Moses und der Propheten, er liebte und lebte sie. Als sie dann aber dastand als *sein* Leben, siehe, da war es ein völlig anderes, ganz Neues geworden! Ungesucht und ungewollt hatte er aus seiner Natur heraus — das war seine Offenbarungsgabe — sie umgelebt zu seiner Menschheits- und Kindergottesreligion, für die er nun kämpfen und leiden mußte.

Da denke ich an den Jünger Kants, mit welcher Hingebung Schiller diesen studierte. Schon der berühmte Dichter, bereits gefeiert als Schöpfer großer Werke, versenkt er sich in die Welt des kategorischen Imperativs mit der Demut, die an dieser vernunftklaren und sittlich so ernsten und reinen Philosophie sich erst zum rechten Menschsein heranzubilden gesonnen war. Er will nur nehmen, lernen, — und dabei hat er sie erst beseelt. Er hat ihren Rigorismus überwunden, und ohne von ihrer Gewissensstrenge und moralischen Unerbittlichkeit etwas preiszugeben, hat er aus seiner Herzensgröße und aus der Freiheit seiner sittlichen Persönlichkeit ihr jene freie, schöne Neigung zum Guten eingelebt, die es nicht zugeben will, daß das Gute ein Opfer sei, das der Mensch sich erst abzuerzwingen habe. Er hat das Harte und Herbe, das Jüdische und Mönchische der Kantischen Moral evangelisch verklärt mit der Wärme seines moralischen Enthusiasmus, seines christlich begeisterten Idealismus, an dem — das wird hier recht deutlich — im innersten Kern nichts Griechisches war. So vollzog sich hier aus Schillers Natur heraus im germanischen Geisteswesen ein sehr ähnlicher Umbildungsprozeß, wie einst durch Jesus in Israel. Erst durch diese Schillersche Vergeistigung ist der Kantianismus nach seiner ethischen Seite fähig geworden, ein Grundelement der Kraftentfaltung unseres Volkes und der modernen Lebensanschauung zu werden.

Julius Burggraf.

Die Schillerkirche zu Wenigenjena.

„Die Stätte, die ein edler Mensch betrat, die ist geweiht." Auch das gebrechliche Kirchlein zu Wenigenjena ist es, wo in stiller Abendstunde Schiller seine Lotte angetraut bekam. Wir bringen unseren Lesern heute im Bilde den Altarraum der Kirche und das Facsimile der Eintragung ins Traubuch. Das soll eine Festgabe, aber auch eine Erinnerung daran sein, daß die Schillerkirche unseres Interesses, und nicht bloß des platonischen, wert ist. Sie hat unser Interesse nötig. Der Pfarrer zu Wenigenjena, W. Ackermann, schreibt darüber in seinem Büchlein „Schiller und Lotte" (Jena, Fr. Mankes Verlag): „Noch zeigen sich schöne Anfänge breiter Fenster auf der Südseite des Schiffs — dann ist der Bau, vielleicht infolge von Überschwemmung, liegen geblieben und später in der dürftigsten Weise ein Raum für Orgel und Sitzplätze der früher kleinen Gemeinde geschaffen worden, so niedrig, daß der Dachfirst nur bis zur Höhe des Dachbodens des Altarraumes reicht und die nördliche Mauer so viel kürzer als die südliche, daß in den Zwischenraum das Haus für die Orgelbälge und das Bahrenhaus eingebaut werden konnte; die Unschönheit solches Bildes kann man sich vorstellen. Der hohe Dachboden nimmt in Ermangelung eines Turmes die Glocken in uraltem Glockenstuhle auf und wird daher durch eine riesige Säule gestützt, einen roh bearbeiteten Baumstamm*), der zwischen Kanzel und Altar stehend den Altar für die ganze eine Seite der Kirche verdeckt. Der untere Stock des Turmes ist auf der Nordseite vorhanden und von der Fortsetzung des hohen Daches bedeckt; er enthält die Sakristei. Die Orgel ist neu, aber der Raum um dieselbe in der kläglichsten Weise eng und unschön, das Ganze durchaus nicht einladend. Dabei verursacht die bloße bauliche Erhaltung der Kirche und der sehr alten Pfarrei schon beträchtliche Kosten jährlich und die durch den starken Zuzug von Leuten, die fast durchgängig auf ihren Tagesverdienst angewiesen sind, rasch angewachsene Gemeinde hat mit Schulbauten und Schulstellen — in 18 Jahren sind aus einer fünf geworden und die sechste wird sich sehr bald nötig machen — sowie mit der Beschaffung eines neuen Friedhofs nebst Zubehör: Leichenhaus und Kapelle, soviel zu tun, daß umfassende Erneuerungen und Herrichtungen ihr jetzt nicht angesonnen werden können, und doch tun sie not. Wie übervoll: was eine würdige und freundliche, behagliche Kirche besonders dringlich macht, ist zugleich das stärkste Hindernis. Wer hilft? Wer Gott für unsern Schiller dankbar ist, wolle an der alten Schillerkirche mitbauen."

Schiller-Sprüche.

Glücklicher Säugling! Dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege.
Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt.

Vor dem Tode erschrickst du? Du wünschest unsterblich zu leben?
Leb' im Ganzen! Wenn du lange dahin bist, es bleibt.

Millionen beschäftigen sich, daß die Gattung bestehe;
Aber durch wenige nur pflanzet die Menschheit sich fort.
Tausend Keime zerstreuet der Herbst, doch bringet kaum einer
Früchte; zum Element kehren die meisten zurück.
Aber entfaltet sich auch nur einer, einer allein streut
Eine lebendige Welt ewiger Bildungen aus.

Inhalt: Die Worte des Glaubens. — Schiller. Von Niethack-Stahn. — Schiller als Ideendichter. Von Professor Dr. W. Nestle. — Schillers Familienleben. Von Else Zurhellen-Pfleiderer. — Die Christustendenz in Schillers Natur. I. Von Julius Burggraf. — Die Schillerkirche zu Wenigenjena. — Schiller-Sprüche.

*) Siehe unser Bild auf der Titelseite.

Herausgeber: Pastor R. Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 19.

Bremen
Berlin.

6. Mai 1905.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Schillers Todestag und die kirchliche Zeitgeschichte. — Thesen zur Sektionssitzung des Deutschen Protestantenvereins in Braunschweig am 18. Mai. (Die protestantische Lehrfreiheit.) — Aus Württemberg. — Aus der inneren Geschichte Bayerns im 19. Jahrhundert. (4. Der Kniebeugungsstreit.) — Nachrichten. — Anzeigen.

Schillers Todestag und die kirchliche Zeitgeschichte.

Es wird vermutlich in diesen Tagen über Schillers Stellung zu Religion, Christentum und Kirche, über seine Bedeutung für unsere Zeit und unser Volk soviel geredet, geschrieben und gelesen werden, daß es sich kaum verlohnt, auch an dieser Stelle noch seiner zu gedenken. Aber ein Bild, das uns kürzlich beifiel und das wir nicht los werden können mit all den Gedanken, die sich daran heften, soll doch hier seinen Platz finden, so grotesk es im ersten Augenblick wirken mag: Friedrich Schiller auf der landeskirchlichen Versammlung am 2. Mai! Ist das auszudenken: Möchten jene ihn dabei haben und würde er sich unter jenen wohl fühlen? Und doch ist Schiller einer der größten Protestanten und in der römischen Kirche nicht zu denken, und doch verkünden jene mit immer neuen Posaunenstößen: sie seien die einzig wahren Vertreter des Protestantismus und des Christentums.

Ja, ihr Herren, Hand aufs Herz, möchtet ihr ihn bei euren Beratungen haben, der das kühne Wort gesprochen hat:

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst! — Und warum keine? — Aus Religion.

Sell in seinem trefflichen kleinen Buche: „Die Religion unserer Klassiker Lessing, Herder, Schiller, Goethe“ (J. C. B. Mohr, 1904), deutet dieses Wort uns richtig:

„Eines Menschen Religion ist nach Schiller sein eigentümliches Verhältnis zu Gott. Ist sie das, dann hat jeder ein Recht auf seine eigene Religion. Hat er die, so hat er Gott. Hat er nicht seine eigene Religion, so hat er überhaupt keine.

‚Aus Religion‘, weil man Gott auf seine Weise hat, kann man nicht die Religion eines anderen haben.“

Die große Differenz zwischen dem Protestantismus und seinen Kirchen wird durch dies grotesk erscheinende Bild klar. Es ist gut, daß man im Freudenjubel: „Denn er war unser“, dieser Differenz zur Buße sich bewußt wird.

Man rühmt's, daß aus den evangelischen Pfarrhäusern so viel der großen Geister unseres Volkes hervorgegangen sind; auch ein Schiller sollte ein Pastor werden; ihm und uns zum Heile ward daraus nichts, denn für Heroengestalten scheint kein Raum in den engen Räumen protestantischer Pastorenhäuser. Ja, sie sind hervorgegangen aus jener Enge, aber alle auch hinausgewachsen über sie und die drinnen blieben, ein Herder, ein Schleiermacher, ein Wichern, sie hatten alle daneben einen hohen lichten Bau, in dem sie sich recken und strecken konnten zu ihrer ganzen Höhe und kaum denkt sie einer als das, was sie waren, — als Pastoren.

Ist's nicht so? Unter der Befreiung und dem gewaltigen Antrieb der Reformation sind die protestantischen Völker groß und größer geworden und haben den Riesenbau moderner Kultur geschaffen. Aber die Kirche blieb eng und klein, wie die Dorfkirchlein in den Vororten unserer großen Städte, die fast verschwinden unter den Riesenbauten moderner Häuserzeilen. Ein Anachronismus, eine Antiquität! Aber sie bleiben stehen, bis der alte Pastor tot ist, der noch mit dem Käppel und der langen Pfeife in seinem Garten wandelnd seine Predigt machte, während die Bauern über den Zaun ihn grüßten, bis der letzte Herr Kirchenrat heimging, der mit dem Sonntagsrock über seine Felder zur Kirche ging, in seinen Kirchenstuhl, auf dem die Urväter schon saßen, dann kommt ein neues Geschlecht und reißt den alten Bau ein und führt einen neuen auf, hoch und frei und licht für die großen Aufgaben und Ziele der neuen Zeit, für viele Gedanken, die für die neue Zeit aus dem alten schlichten Evangelium reich und weit und neu hervorquellen.

Ach, unsere Landeskirche gleicht jenen alten Dorfkirchen, und die sich als ihr „Kirchenrat“ ausgeben, stemmen sich gegen den Neubau. Aber auch ihre Zeit wird kommen, da sie von der Vollendung her erstaunt auf ihre eigene Enge und Ängstlichkeit schauen werden. Dann wird das neue Geschlecht, dem's im alten Bau zu enge war, in die neuen Bauten wiederkommen. Dann wird eine Zeit kommen, in der auch ein Schiller seine Kirche lieben und achten könnte, dann wird er nimmer sie abzulehnen brauchen, weil er dann für seine Religion darinnen Raum und Freiheit haben wird.

Aber wird vielleicht manchem unserer Freunde über solchen revolutionären Gedanken angst? Paulus war bescheidener als die, die sich rühmen, in landeskirchlicher Versammlung Gottes und Jesu und Pauli Verteidiger zu sein, er hielt nicht selbst Gericht, sondern überließ es Gott, zu entscheiden, ob Gold oder Silber, edle Steine, Holz, Heu, Stoppeln von Menschen gebaut seien auf dem einen Grund des Evangeliums, der da ist Jesus Christus, in dem und durch den wir der Gotteskindschaft leben, und zündete selber das Feuer nicht an. Er wußte etwas von der Vergänglichkeit der Menschenlehre, auch seiner eigenen: „Wer ist Paulus? Wer ist Apollos? Diener sind sie, durch welche ihr seid gläubig geworden.“ (1. Kor. 3, 5.) Darum rühme sich niemand eines Menschen. Es ist alles euer, es sei Paulus oder Apollos, es sei Kephas oder die Welt, es sei das Leben oder der Tod, es sei das Gegenwärtige oder das Zukünftige, alles ist euer, ihr aber seid Christi, Christus ist Gottes. (1. Kor. 3, 21—23.)

Es tut not, daß gegenüber dem unverständigen Eifer, der unsere Kirche nur zu leicht dem Gelächter preisgibt, das Kirchenregiment weiter schaut als jene Herren „Kirchenräte“.

Thesen zur Sektionssitzung des Deutschen Protestantenvereins in Braunschweig am 18. Mai.

Die protestantische Lehrfreiheit.

1. Wie die Lehrfreiheit erst durch den Protestantismus festen Bestand gewonnen hat, so kann dieser nur dann bestehen bleiben und zu immer vollerer Entfaltung gelangen, wenn er grundsätzlich für die Lehrfreiheit eintritt und im Vertrauen auf die Macht der Wahrheit furchtlosen Gebrauch von ihr macht.

2. Das Wesen des Staats und der von ihm umfaßten Gemeinschaften und Anstalten, innerhalb deren eine Lehr-

tätigkeit geübt wird, erfordert, daß die Lehrfreiheit gewisse Grenzen innehalte.

3. In den kirchlichen Gemeinschaften des Protestantismus ergibt sich aus dem Wesen der Kirche als einer auf geschichtlicher Grundlage ruhenden, in Kultus- und Verfassungsformen organisierten religiösen Gemeinschaft die der Lehrfreiheit zu setzende Begrenzung.

4. Diese beschränkt weder die dem Prediger auch gegenüber der geschichtlichen Grundlage der Kirche zustehende Freiheit der wissenschaftlichen Forschung, noch tastet sie das Recht desselben an, seine gewissenhafte Überzeugung, wenn sie durch die Ergebnisse seiner Forschung eine von der altkirchlichen Überlieferung abweichende geworden ist, freimütig auszusprechen.

5. Von diesem Rechte hat der Prediger nicht als Vertreter der Wissenschaft, sondern als wissenschaftlich gebildeter Träger des christlichen Gemeindebewußtseins besonnenen und taktvollen Gebrauch zu machen.

6. Wenn er das Recht beansprucht, nach seiner individuellen Eigenart mit seiner intellektuellen Überlegenheit das christliche Gemeindebewußtsein ohne Pietät gegen die geschichtliche Grundlage, auf der es erwachsen ist, und ohne pädagogische Rücksichten zu meistern und umzumodeln, haben die kirchlichen Organe ihn zu mahnen und zu warnen, im Notfalle disziplinarisch einzuschreiten, selbstverständlich aber alles zu vermeiden, was auch nur den Schein erregen könnte, als ob sie den Prediger wegen seiner Überschreitung der Grenzen der kirchlichen Lehrfreiheit für eine minderwertige Persönlichkeit halten.

7. Soll die Lehrtätigkeit unserer evangelischen Prediger den Anforderungen unserer Zeit entsprechen und namentlich an der Aufgabe mit Erfolg arbeiten, die dem Evangelium entfremdeten Volkskreise ihm wieder zu gewinnen und die bedrohten protestantischen Interessen gegen den Ultramontanismus zu schützen, so darf sie unter keinen Umständen mit drückenden, aus Ängstlichkeit oder Engherzigkeit hervorgegangenen Einschränkungen belastet werden. Denn nur das aus innerster Überzeugung frei hervorquellende Wort hat unmittelbar einleuchtende und überzeugende Kraft; nur die über alle Menschenfurcht hinausgehobene, von gottbeseelter Begeisterung getragene religiöse Beredsamkeit vermag es, Zweifel und Mißtrauen in den Herzen der Hörer zu überwinden und ihnen die veredelnde und beglückende Gotteskraft des Evangeliums siegreich zu erweisen.

Aus Württemberg.

Unser letzter Bericht, der in Nr. 13 (vom 25. März) gekommen, aber noch im alten Jahre geschrieben, nun durch die Fälle Fischer und Heyn in den Hintergrund gedrängt worden ist, bedarf zur Vervollständigung über die kirchlich-bedeutsamen Ereignisse bis Schluß dieses Winters noch eines dreifachen Nachtrags. Die beiden ersten davon, welche bereits Berichtetes ergänzen, sind erfreulicher Natur, der dritte — je nachdem man ihn nimmt.

Der erste betrifft die noch vor Weihnachten angekündigte Gehaltsvorlage mit ihrer Aufbesserung für Pfarrer und Schullehrer mit im ganzen 1 150 000 Mk. für beide Kategorien: 450 000 Mk. für Pfarrer, davon 300 000 Mk. für die evangelischen, und ca. 700 000 Mk. für Lehrer beider Bekenntnisse. Haben wir damals einem doppelten Wunsche Ausdruck gegeben, daß diese Summe auf der geistlichen Seite einmal auch (anders als früher!) gleichmäßig verteilt, auf der Lehrerseite aber möglichst um so viel erhöht werden möge, daß dort nicht wieder über Zurücksetzung gegenüber den Pfarrern geklagt werden kann, so ist diesen beiden Wünschen in der bisherigen Behandlung glücklich Rechnung getragen worden, indem für die Lehrer nach dem ausgesprochenen Wunsche in der Kommissionsberatung weiter 125 000 Mk. von Finanzminister zur Verfügung gestellt wurden, so daß der Mindestgehalt in der höchsten Altersstufe (50 Jahre) nun auf 2400 Mk. (abgesehen von Ortszulagen und besonderen Vergütungen für kirchliche Dienste, Fortbildungs- und Abteilungsunterricht) festgesetzt werden kann; für die Geistlichen aber schon im Regierungsentwurf, der auf den Vorschlägen der Oberkirchenbehörde aufgebaut ist, die Abkürzung der bisherigen Erhöhungsstufen von vier auf drei Jahre und dazu für die letzte Stufe mit vollendetem fünfzigsten Jahre eine Schlußzulage von 300 Mk. vorgesehen wurde, also daß der Abschluß nun mit 3900, 4100 und 4300 Mk. erfolgt: Bestimmungen, denen man die weise Berücksichtigung der dringendsten Bedürfnisse nicht absprechen kann und die um so größere Befriedigung hervorzurufen vermochten, als bei dieser Gelegenheit zugleich die Absicht der Behörde kundgegeben wurde, für die Zukunft die Geistlichen einfach im Einklang mit den sonstigen Beamtenkategorien, zu denen sie durch den Lauf der Entwicklung nun einmal gehören, zu behandeln. Also dürfen wir in diesem Punkte einen doppelten Fortschritt in der Richtung auf gleichmäßigere Gerechtigkeit begrüßen und tun das mit aufrichtiger Genugtuung.

Auch der zweite Nachtrag ist erfreulicher Natur, obgleich oder weil wir da eine Korrektur unseres eigenen Berichtes vorzunehmen haben. Diese betrifft die gemeldete Vereinigung der Freunde der „Christlichen Welt" und deren Absicht, durch Vorträge kirchlich-theologischen Inhalts belehrend und aufklärend, nämlich hinsichtlich der Arbeit der neueren Theologie, zu wirken. Habe ich dieser Vereinigung samt deren Vortragszwecken auf Grund der ersten einleitenden Versammlung, in welcher der absolut neutrale, kirchenpolitische Aktionen ausdrücklich ausschließende Charakter des Ganzen etwas gar zu sehr betont wurde, auch auf Grund der Rolle, welche dabei namentlich unsere, d. h. einige Dekane spielen, einen absolut „harmlosen" Charakter zuerkannt, so darf dieses Epitheton auf Grund der Vorträge, die diesen Winter nachfolgten, nunmehr mit der erfreuenderen Bezeichnung „ernsthaft" vertauscht werden. Ernsthafter Charakter im Sinne wertvoller und zugleich sachlich wirksamer Aufklärungsarbeit darf wenigstens den beiden letzten Vorträgen nicht abgesprochen werden, wie schon dem vorletzten von Stadtpfarrer Esenwein-Markgröningen über die Evangelienfrage, worin der große Unterschied zwischen Synoptikern und Johannes in aller Unbefangenheit konstatiert wurde, so vollends dem letzten von Dekan Herzog-Waiblingen, dem theologischen Leiter des Ganzen, über Jesus und Paulus. Indem Herzog hier einer im Fragekasten eines Arbeitervereins von seiten eines intelligenten Arbeiterjünglings vorgebrachten Anfrage, ob nicht ein Unterschied zwischen dem Evangelium Jesu und des Paulus sei, die gebührende Beachtung schenkte, gab er hier am 27. März im „Herzog Christof" in Stuttgart eine so durchaus von dem Mut aufrichtigen Wahrheitsernstes getragene und alle sachlichen Hauptpunkte ohne Hehl und Umschweife berücksichtigende Antwort, welche die Anerkennung der weitgehenden Differenz zwischen dem Jesus- und Paulus-Evangelium mit klaren Worten in sich schloß, daß der Schreiber dieses mit der größten Genugtuung sein vollstes Einverständnis mit diesen Darlegungen aussprechen konnte, nur daß ich die einzigartig aktuelle Bedeutung dieser Erkenntnis, dies angesichts der Tatsache, daß unsere ganze Katechismuserkenntnis und -lehre nicht sowohl auf Jesus als auf Paulus-Luther beruht, noch schärfer hervorheben zu sollen glaube. Natürlich, daß es auch jetzt wieder an einem Beschwichtigungskommissarius nicht fehlt, zu welcher Rolle sich diesmal der zufällig anwesende Professor Kirn-Leipzig, der doch auch schwerlich zu den eigentlichen Freunden der „Christlichen Welt" zählt, berufen fühlte; doch so, daß auch er wenigstens einigen — und zwar sachlich bedeutsamen — Unterschied an beiderlei Predigt nicht ganz hinwegstrich, nur daß er die Parole ausgab, daß am besten Paulus durch sich selbst korrigiert werde, so das Zuweitgehende seiner Erbsündenlehre durch Be-

tonung des tiefen Sinnes seiner Rechtfertigungslehre und namentlich durch sein nachdrückliches Dringen auf das Leben im Geist. Das Wertvollste bleibt doch immer, daß, wie Herzog auch im Schlußwort noch einmal betonte, die Notwendigkeit, auch in unserem Lande vor allem der vollen Wahrhaftigkeit die Ehre zu geben und den Laien auch um den Preis des Anstoßes den klaren Wein nicht vorzuenthalten, an diesem Abende durchaus ehrliche Anerkennung fand, so daß nur zu bedauern war, daß, wie es auch anderwärts der Fall sein dürfte, eben diejenigen Kreise, deren Wiedergewinnung in der Absicht der Veranstaltung liegt, allzuwenig unter den Anwesenden vertreten waren. Und die Zeitungsberichte pflegen auch bei uns so schlecht als möglich zu sein.

Über den dritten Nachtrag das nächste Mal.

Aus der inneren Geschichte Bayerns im 19. Jahrhundert.

4. (vergl. Beil. Nr. 9, 15, 16).

Der Kniebeugungsstreit.*)

Mit einem Hinweis auf Harleß schloß unser letzter Artikel. Harleß ist zum erstenmal in der Öffentlichkeit hervorgetreten bei einer Episode der bayerischen Kirchengeschichte, die weit über Bayerns Grenzen hinaus Aufsehen gemacht hat und in der Landeskirche bis zum heutigen Tage unvergessen geblieben ist. Wir meinen den Kniebeugungsstreit, der sich in den Jahren 1838—1845 abspielte. Es ist hier nicht der Ort, den Streit in allen Phasen seiner Entwicklung und in allen Einzelheiten seines Verlaufes darzustellen. Nur die wichtigsten Momente heben wir hervor. Sie verdienen heutzutage um so allgemeinere und ernstlichere Aufmerksamkeit, als man nicht selten die Meinung vertreten findet, daß man in Bayern auf dem besten Wege sei, zu Verhältnissen und Zuständen zurückzukehren, wie sie zur Zeit des Kniebeugungsstreites bestanden haben.

Die Fehler der preußischen Kirchenpolitik haben noch regelmäßig auch für die nichtpreußischen Gebiete Deutschlands verhängnisvolle Folgen gehabt. So wurde der Kölner Mischehenstreit, der mit der selbstverschuldeten Niederlage Preußens abschloß, zum Anlaß, daß gegen Ende der dreißiger Jahre des vergangenen Jahrhunderts der Klerikalismus allenthalben kecker und anspruchsvoller das Haupt erhob. Auch in Bayern schwoll den Ultramontanen der Kamm. Hier lagen die Dinge ausnehmend günstig für sie. König Ludwig, von den Idealen der Romantik erfüllt, hegte unterweilen den unzeitgemäßen Ehrgeiz, sich als Schirmherrn der römischen Kirche zu gebärden und es darin dem großen Kurfürsten Maximilian, dem Haupte der unseligen Liga, gleichzutun. Sein geschäftsgewandter Minister des Innern war der berüchtigte Herr von Abel, der rücksichtslose und gewalttätige Bureaukrat, der zehn Jahre lang (1837—1847) die Geschäfte der hierarchischen Partei besorgt hat. Abel billigte die vom katholischen Klerus eifrig betriebene Aufnahme minderjähriger Proselyten, die mit dem Religionsedikt unvereinbar ist. Er verbot den Gustav Adolf-Verein innerhalb Bayerns und untersagte bayerischen protestantischen Gemeinden die Annahme von Unterstützungen aus den Mitteln dieses Vereins. Er erklärte das erzwungene Versprechen katholischer Kindererziehung in gemischten Ehen für rechtsgültig. Mit seiner Zustimmung geschah es, daß die Bildung neuer evangelischer Gemeinden verhindert, mancher bereits eröffnete evangelische Betsaal wieder geschlossen worden ist. Unter seiner Amtsführung spielte auch der Kniebeugungsstreit.

Auf Veranlassung des Königs erging Mitte August 1838 an sämtliche Militärbehörden der Befehl, daß alle Soldaten ohne Unterschied des Bekenntnisses bei der Fronleichnamsprozession oder auf der Wache niederzuknieen hätten, wenn das sanctissimum vorübergetragen werde. Die Klerikalen jubelten; der Protestanten bemächtigte sich eine tiefgehende Erregung: „Sichtbarlich war zum Ausdruck gebracht, daß der Protestantismus in Bayern sich zu beugen habe."

Von derjenigen Stelle, die am ersten zur Vertretung der protestantischen Interessen berufen war, geschah zunächst nichts. Das Oberkonsistorium, an dessen Spitze Präsident von Roth stand, schwieg. Roth, ein sonst um das bayerische Kirchenwesen nicht unverdienter Mann, war gebunden durch das Gefühl der Dankbarkeit gegenüber einer Regierung, mit deren Hülfe der verhaßte Rationalismus ausgerottet worden war. Überdies blendete ihn das Schlagwort von der Solidarität der konservativen Interessen gegenüber dem Unglauben der Zeit — ein Schlagwort, mit dem die Ultramontanen auch heute noch so gerne hausieren (um nicht zu sagen: auf den Gimpelfang) gehen.

Der Erste, der gegen die Vergewaltigung evangelischer Gewissen Einspruch erhob, war der protestantische Regierungspräsident von Mittelfranken, der edle Graf Karl von Giech. Von Abel schnöde abgefertigt, quittierte er den Staatsdienst und übergab dem König ein Memorandum mit einer freimütigen Darstellung der Abelschen Gewaltherrschaft. Im Jahre 1841 widmete er der Kniebeugungsfrage die erste, vielgelesene protestantische Streitschrift.

Graf Giech blieb nicht das einzige Opfer im Kampfe der Protestanten gegen den Kniebeugungszwang und gegen die ihnen zugemutete Kreaturenanbetung. Im März 1844 wurde Pfarrer Redenbacher, der in einer Flugschrift die protestantischen Soldaten zur Gehorsamsverweigerung aufgefordert hatte, wegen „Verbrechens der Störung öffentlicher Ruhe durch Mißbrauch der Religion" zu einjähriger Festungshaft verurteilt. Wegen des in einer Predigt begangenen gleichen Rates wurde Pfarrer Dr. Volkert seines Amtes enthoben und monatelang in der unwürdigsten Weise chikaniert.

Inzwischen war dem schwerbedrängten Protestantismus ein tapferer Vorkämpfer erstanden in Professor G. Ch. A. Harleß, durch seinen Jesuitenspiegel bekannt geworden und den Ultramontanen tief verhaßt. Als Vertreter der Universität Erlangen in den Landtag entsandt, brachte er Januar 1843 einen auf Beseitigung der Kniebeugungsordre lautenden Antrag ein, der in der zweiten Kammer angenommen, in der Kammer der Reichsräte durchfiel, trotz der Bemühungen Roths, der sich inzwischen auf seine Pflicht besonnen hatte. Auch literarisch trat Harleß für seine Glaubensgenossen in die Schranken, als Döllinger sich in zwei Sendschreiben zum Anwalt des Kniebeugungszwangs aufgeworfen und die Kniebeugung lediglich als eine Körperbewegung bezeichnet hatte, die den Glauben und das Gewissen evangelischer Soldaten nicht beschweren könne. Auch Harleß gehörte zu den Opfern der Abelschen Gewaltpolitik. Damit er 1845 nicht wieder ins Parlament gewählt werden konnte, wurde er als zweiter Konsistorialrat nach Bayreuth versetzt. Natürlich ließ er sich diese Kaltstellung nicht gefallen. Er nahm alsbald einen Ruf nach Leipzig an und verließ sein unglückliches Vaterland.

Es war der Augenblick, wo die Erbitterung der Protestanten ihren Höhepunkt erreicht hatte. In diesem Augenblick löste sich die Spannung, unter deren Druck man nahezu acht Jahre gestanden hatte. Schon im Januar 1843 hatte das Oberkonsistorium sein mehrjähriges Schweigen gebrochen und in einer an das Ministerium gerichteten Vorstellung erklärt, daß das Niederknieen vor dem sanctissimum nach evangelischer Anschauung Sünde sei. Abel antwortete erst nach zehn Monaten mit der höhnischen Bemerkung, er habe die Akten dem Kriegsminister zur

*) Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, 5. Bd., S. 305 ff. Dorn, in R. E.[3], Bd. 10, S. 590 ff.

Würdigung hinübergegeben. Auch die Generalsynoden von 1840 und 1844 hatten sich mit der Angelegenheit befassen wollen, waren aber vom kgl. Kommissär daran verhindert worden, und eine Beschwerde, die von den Synodalen des Jahres 1844 außerhalb der Verhandlungen aufgesetzt und eingesendet worden war, hätte beinahe schlimme Folgen für die unerschrockenen Beschwerdeführer gehabt. Endlich, als die Geduld der protestantischen Bevölkerung nahezu erschöpft war, wandte sich Präsident von Roth in einem Privatschreiben an den Landesherrn. König Ludwig wurde durch die bewegten Worte des Präsidenten betroffen. Außerdem stand der Zusammentritt des neugewählten Landtages unmittelbar bevor. Heftige Auseinandersetzungen waren zu erwarten, wenn man den Bitten der schon allzulang auf die Probe gestellten Protestanten nicht Rechnung trug. So wurden zehn Tage nach Roths Brief, am 12. Dezember 1845, die beschwerendsten Punkte der Kniebeugungsordre endgültig beseitigt. Im Jahre 1847 erfolgte unter höchst unerquicklichen Umständen Abels Sturz.

Wie aus manchem Kampfe früherer Zeiten, so erwuchs auch aus dieser von den Feinden des Protestantismus so bös gemeinten Sache der evangelischen Kirche Segen und Heil. Das konfessionelle Bewußtsein der bayerischen Protestanten ist in jenen streiterfüllten Jahren mächtig geweckt worden. Die gemeinsam erlittene Unbill und die allen in gleicher Weise drohende Gefahr haben das Band der Zusammengehörigkeit nur enger geknüpft. „Gestärkt, vertieft, fest geschlossen" ging die evangelische Kirche in Bayern aus dieser Prüfung hervor.

Es kann nur nützlich sein, an jene schweren Zeiten zurückzudenken — zumal in unseren Tagen, wo das Zentrum die politische Welt mit einem sogenannten Toleranzantrag in Atem hält. Der Kniebeugungsstreit in Bayern zeigt uns handgreiflich, was die Ultramontanen unter Toleranz verstehen, und was wir zu erwarten haben, wenn sie auf die Dauer Herren der Situation bleiben: Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit und unerträglichen Gewissenszwang. Es ist von jeher so gewesen und wird immer so bleiben, daß der Ultramontanismus den Grundsatz befolgt, dessen Kenntnis wir der unvorsichtigen Geschwätzigkeit Louis Veuillots verdanken: „Wenn Ihr an der Herrschaft seid" — so hat er zu den Liberalen gesagt — „verlangen wir von Euch die Freiheit, weil das Euer Prinzip ist; wenn wir an der Herrschaft sind, verweigern wir Euch die Freiheit, weil das unser Prinzip ist".

Nachrichten.

Karl Weitling, dem am 21. Januar beinahe 92jährig verstorbenen Berliner Pfarrer, widmet ein junger Freund einen Nachruf, dankbar für das, was dieser Mann, der drei Menschenalter sah, der manches gesehen und verehrt hatte, der unter der Ära Hegel mutig an Sydows Seite sich stellte, der den Berliner Unionsverein mit begründete und, wie wenige, die augenblickliche kirchenpolitische Lage aus ihrem Werden begreifen konnte, ihm aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen mitgeteilt hatte. Das letzte, was er schrieb, wie ein Vermächtnis, sind die Worte: „Das 19. Jahrhundert hat aus dem Munde des frommen Königs das erlösende Wort „Union" vernommen, aber diese Union nicht zum erwünschten Ziele geführt. Möge Gott uns im beginnenden 20. Jahrhundert eine Union im Geist und in der Wahrheit bescheren und möge es den nachfolgenden Geschlechtern nie an Männern fehlen, die einem falschen und faulen Frieden einen frischen und fröhlichen Krieg vorziehen."

Die Orthodoxie plant gegen die religionsgeschichtlichen Volksbücher (vergl. die Anzeige in dieser und in früheren Nummern und unsere häufigen Empfehlungen) ein Konkurrenzunternehmen im Verlag von Edwin Runge: „Die Biblischen Zeit- und Streitfragen zur Aufklärung der Gebildeten. Herausgegeben von Lic. Dr. Boehmer und Lic. Kropatscheck" in Heften von 2—3 Bogen à 40—50 Pfg. Sie wollen den Ertrag der Forschung der positiven Theologie den Gebildeten bieten, den Wahrheitssinn der Gemeinde wecken und Zweifel, die das freudige Verständnis der Schrift hindern, wegräumen. Zunächst soll behandelt werden: Was wissen wir sicheres von Jesus? — Jesu Wunder. — Die Geburt von der Jungfrau. — Die Auferstehung Jesu. — Unser Herr. — Die neutestamentliche Weissagung vom Ende. — Der Kanon des Neuen Testaments. — Die Urgeschichte. — Die Patriarchen — usw. — Das ist sehr erfreulich! Nur heraus mit der Sprache vor die Gemeinde, nicht nur im Schelten und Verleumden der modernen Theologie mit Schlagworten, sondern nun auch mit positiven, sachlichen Aussagen über die eigenen Anschauungen, damit die Gemeinde sich selbst überzeugen kann, wo das größere Recht ist. Uns ist nicht bange vor der Entscheidung, aber was wird die gläubige Gemeinde sagen!! Jedenfalls ein für die Orthodoxie gewagtes Unternehmen!

Bremer Orgelbau-Anstalt
Kirchen- und Salon-Orgeln
Wartburgstrasse 84.
Ernst Gehlhar,
Orgelbaumeister.

5 Stück sortierte, schädelechte 6- u. 8-Ender
Hirschgeweihe
zusammen 20 Mk. Nachnahme.
Georg Fritzmann, Lichtenfels 3, Bayern.

Brause-Feder Nr. 112
mit abgerundeter Spitze,
112 BRAUSE & Co ISERLOHN
berühmte Bürofeder. Preis d. Grs. 2 Mk. — Überall vorrätig, wo nicht, direkt und portofrei ab Fabrik.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Sachsen-Altenburg.
TechnikumAltenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik. Papiertechnik. Programm kostenfrei.
Staatskommissar.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart.
Auf Gegenseitigkeit. Mit Garantie einer Aktiengesellschaft. Gegründet 1875.
Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung.
Militärdienst- und Brautaussteuer-Versicherung, Sterbekasse.
Gesamtversicherungsstand 600 000 Versicherungen. Monatlicher Zugang 6000 Mitglieder.
Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kostenfrei.
Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht.

Martin Bücking: Rektor Siebrand
Eine Erzählung aus der Elbmündung.
Broschiert M. 3.—, gebunden M. 4.—
Von orthodoxer Seite („Alter Glaube", „Hannov. Pastor.-Korresp.", „Ev.-luth. Wochenbl." u. a. m.) wird dies Buch in spaltenlangen Artikeln maßlos angefeindet. Man lese das Buch selber!
— Erste Auflage in drei Wochen vergriffen. —
Bremen. Niedersachsen-Verlag von Carl Schünemann.

Kleiner Verlag moderner Theologie u. Volksschriften
ist, da der jetzige Besitzer sein Geschäft spezialisieren will, billig zu verkaufen.
Freunde des neueren Protestantismus, die sich eine interessante Nebentätigkeit schaffen wollen und dafür ein paar tausend Mark aufzuwenden gedenken, sind gebeten, Anfrage niederzulegen unter „L. V." bei der Geschäftsstelle dieser Zeitschrift.

Vorbereitung für das Freiwilligen-, Fähnrich-, Primaner- u. Abiturienten-Examen, rasch, sicher, billigst. Dresden No. 8. **Moesta,** Rektor a. D.

Wollsachen
werden z. Kleiderstoffen, Buckskin, Teppichen u. Decken umgearb. i. d. **Grünberger Wollweberei G. Allmendinger,** Grünberg (Hess.)
Proben frei.
Mechanische Weberei.
Handweberei.

Junger Glaube
Eine Sammlung
von Kinder- und Jugendpredigten
herausgegeben von
Pastor R. Emde
Preis brosch. M. 1.25, geb. M. 2.25.
Die Sammlung enthält fünfundzwanzig Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.
Bremen. Verlag von
Carl Schünemann.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.